zwischen ganges und himalaya
ii. teil

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere Urlaubsreise auf den indischen Subkontinent.
Die Reise fand vom 19.2. bis zum 17.3.2020 statt.

Inhaltsverzeichnis

Ab nach Indien	5
Die heilige Stadt am Ganges	10
Auf eigene Faust durch Varanasi	21
Im Nachtzug durch Indien	27
Das indische Weltwunder	30
Im Reich der Tiger	50
Jaipur, Stadt der Maharaschas	64
Das Holifestival	74
Abschied vom Festland	80
Unberührte Inseln	84
Corona und die Rückreise	103

Ab nach Indien

Im Februar 2020 waren wir zu einer Reise durch den indischen Subkontinent gestartet. Gelandet in der Hauptstadt von Nepal, besuchten wir die drei Königsstädte im Kathmandu-Tal, machten einen Ausflug zu den Ausläufern des Himalaya-Gebirges und nach Pokhara am Phewa-See. Wir genossen die Safaris durch den Chitwan Nationalpark. Nach dem Besuch der Geburtsstadt von Buddha, hier in Lumbini, hieß es nun, den zweiten Teil der Reise anzutreten. Nach dem Frühstück im Hotel „Buddha Garden" erwarteten wir den Fahrer, der uns über die indische Grenze nach Varanasi, dem früheren Benares, bringen sollte. Bereits nach dem Aufwachen waren wir gespannt, ob das mit der Abholung klappen würde. Schließlich hatten wir diese Etappe zwar über unser Reisebüro in Deutschland gebucht, aber noch nie direkten Kontakt mit dem durchführenden indischen Unternehmen „Odyssey Tours & Travels" gehabt. Der ausgemachte Abholtermin war bereits vergangen und daher stieg meine Nervosität und die Ungeduld. Vielleicht war der Name des Unternehmens bereits ein Hinweis darauf, was uns nun erwarten würde: Irrfahrten. Über unsere Reise und darüber, dass wir darauf warteten, dass wir von einem indischen Fahrer abgeholt würden, hatten wir auch mit dem netten Hotelpersonal gesprochen. Als ich in regelmäßigen Abständen auf dem Parkplatz nach einem Chauffeur Ausschau hielt, wurde mir angeboten, dass jemand vom Personal mit dem beauftragen Unternehmen telefonischen Kontakt aufnehmen könnte. Dieses Angebot nahmen wir gerne an. So erfuhren wir zumindest, dass der Fahrer auf dem Weg zu uns sei, es jedoch an der Grenze zu Verzögerungen gekommen wäre.

Nach einer knappen Stunde des Wartens erreichte der Fahrer der Reiseagentur den Hotelparkplatz. Im Restaurant erhielten wir von ihm die gesamten Reiseunterlagen für den zweiten Teil unserer Reise. Den Inhalt des prall gefüllten Umschlags überprüfte ich kurz auf Vollständigkeit, alle Vouchers waren vorhanden. Schnell waren die Koffer eingeladen und die Fahrt konnte starten.

Wie bei jedem Grenzübertritt in fernen Ländern, machte sich auch diesmal eine gewisse Anspannung bei uns bemerkbar. Bis zur Grenzstation waren es lediglich 27 Kilometer. Diese kurze Strecke war schnell zurückgelegt.

Die benötigten Visa hatten wir bereits in Deutschland bei dem „Indo German Consultancy Services", welches diese Formalitäten deutschlandweit für die indischen Generalkonsulate abwickelt, beantragt und erhalten. Indien wirbt aktiv für sein E-Visum, welches problemlos via Internet von zuhause aus zu erlangen wäre. Nach einigen Versuchen musste ich jedoch herausfinden, dass diese E-Visa nicht für die Einreise auf dem Landweg buchbar sind. So stand uns nur der Weg über das Büro in Frankfurt offen. Benötigt wurde jeweils ein biometrisches Foto im Format 5x5cm, der noch mindestens sechs Monate gültige Reisepass und die stolze Summe von 117,-€ pro Person. An dem vereinbarten Termin waren wir pünktlich in deren Büro in Frankfurt. Die gesamte Prozedur nahm gut zwei Stunden in Anspruch. Davon waren rund zwei Stunden Wartezeit. Eigentlich mussten wir ausschließlich die Unterlagen abgeben und bezahlen. Die Pässe kamen auf einen großen Stapel und wurden uns zwei Wochen später nach Hause gesandt.

Vor der Einreise nach Indien stand die Ausreise aus Nepal an. Diese Prozedur verlief ganz entspannt. Wir erhielten den Ausreisestempel in unsere Reisepässe und durften unkontrolliert durch einen modernen Torbogen mit der Aufschrift „Welcome to India" weiterfahren.

Unser Fahrer parkte den Wagen zwischen etlichen Bussen am Rande der Hauptstraße und begleitete uns zu der Grenzstation. Zu unserer Überraschung stand im Innenhof der Einrichtung ein buntes Zelt, auf dem daran befestigten Transparent stand „Corona Virus“ und sehr viel in indischer Sprache. Uns war unklar, was nun auf uns zukommen würde. Wir erfuhren, dass es sich bei dem Zelt um eine Teststation handele. Weitere Informationen dazu waren nicht zu erhalten. So stellten wir uns an einer Schlange an, um in das Zollgebäude zu gelangen. Immer wieder kamen Personen, die sich ungeniert vor uns einreihten. Nachfragen bei unserem Fahrer ergaben, dass das alles seine Richtigkeit hätte. Vor uns wartete auch eine buddhistische Pilgergruppe aus Sri Lanka, alle mit einem rotem Hut und gelbem Hutband. Deren Formalitäten wurden zum Glück von einem Reisebegleiter abgewickelt. Nachdem es längere Zeit keinen Fortschritt gab, bat ich unseren Fahrer darum, einmal bei dem Verantwortlichen vorzusprechen. Tatsächlich half das und wir wurden kurze Zeit darauf ins Büro gewunken. Dort mussten wir allerdings feststellen, dass man seinen eigenen Kugelschreiber tunlichst zum Ausfüllen der Vordrucke mitbringen musste. Schnellen Schrittes eilte ich zurück zum Auto, um das notwendige Schreibwerkzeug zu holen.

Zwischenzeitlich erfuhren wir, dass die Corona Tests für verschiedene Gruppen verpflichtend wären. Für uns traf dies nicht zu und wir durften ohne Probleme und ohne Quarantäne einreisen. Dies hatten wir der Tatsache zu verdanken, dass wir uns bereits seit dem 20. Februar in Nepal aufhielten und vorher auch nicht in China waren. Zu diesem Zeitpunkt war lediglich ein Corona-Fall in Nepal bekannt: ein Student, der aus Wuhan zurück kam und sofort in Quarantäne genommen wurde.

Die Grenzstadt Sonauli war vom Grenzverkehr geprägt. Entlang der Fernstraße wurde viel gehandelt. Besonders die sich über zig Kilometer hinziehende Lastwagenschlange, die zweispurig in Richtung Nepal aufgereiht war, bot den fliegenden Händlern einen ergiebigen Absatzmarkt. Vor uns lag eine lange Fahrt von fast 400 Kilometern. Diese Strecke, das teilte uns unser Fahrer mit, würde über eine im Bau befindliche Autobahn führen. Was das bedeutete, hatten wir bereits in Nepal erfahren dürfen.

Was passiert alles auf einer indischen Autobahn? Die Antwort auf diese Frage erlebten wir nun. Die erste Regel ist wohl, dass die jeweils äußere Spur universell nutzbar ist. Besonders praktisch ist es auf dieser Spur, eine Reparaturwerkstatt für die hier überall anzutreffenden, mehrachsigen und bunt bemalten Lastkraftwagen einzurichten. Gerne wird sie auch für mobile Küchen oder als Lagerraum für Baumaterialen genutzt. Natürlich wird diese Spur auch für den Verkehr hergenommen. Dies jedoch zumeist entgegen der eigentlich vorgesehenen Fahrtrichtung oder für Karren, gezogen von Ochsen, Eseln, Dromedaren oder von Menschenhand. Rikschas zur Beförderung von Menschen, Tieren und Waren gehören ebenfalls zu den Nutzern dieser Spuren der Autobahn.

Unser Fahrer auf diesem Abschnitt unserer Reise war vom Typ ganz anders als Raykumar, der uns durch Nepal begleitetet hatte. Es dauerte einige Zeit, bis wir überhaupt ins Gespräch kamen. Zu einem Smalltalk eignet sich neben dem Wetter sicherlich die Familie. So kamen wir auf seine Tochter zu sprechen. Diese besuchte zu diesem Zeitpunkt eine Privatschule. Die Kosten dafür betrugen einen Großteil seiner Einkünfte. Nur auf einer Privatschule fände regelgerechter Unterricht statt. In den staatlichen Schulen würden kaum Lehrinhalte vermittelt. Auf diesem Weg wolle er seine Tochter auf einen guten Berufsstart vorbereiten. Auf das Kastensystem angesprochen, akzeptierte er unsere Kritik daran und sah dies auch als ein Problem bei der wirtschaftlichen Entwicklung Indiens. Den Ehemann seiner Tochter werde er sicherlich aus der richtigen Kaste auswählen, da führe kein Weg daran vorbei. Auf eine Fortführung dieser Diskussion verzichteten wir nachdenklich. Wie hier üblich, hatte er eine Figur der Gottheit Ganesh auf das Armaturenbrett seines Wagens geklebt. Wir waren guter Hoffnung, dass dieser Glückbringer auch uns wohlgesonnen sein würde.

Die Landschaft war geprägt von Getreidefeldern. Spannend wurde es bei den Ortsdurchfahrten. Hier gab es immer etwas zu entdecken. Auch hier in Indien waren die Hochzeiten noch im Gange. So konnten wir erleben, wie bei einer dieser Zeremonien der Bräutigam akrobatische Einlagen am Straßenrand vor dem Hochzeitszelt, unter dem Beifall seiner Gäste, vollführte. Viele Schüler und Schülerinnen, die offensichtlich auf dem Weg nach Hause waren, hatten Farbpulver in den Haaren, im Gesicht und an der Schuluniform. Das war ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie gerade den letzten Tag des Schuljahres hinter sich gebracht und dies gefeiert hatten. Bei den dafür benutzten Farbpigmenten handelte es sich um eben diese, die auch beim Holi-Festival zum Einsatz kommen.

Überrascht entdeckte ich eine Gruppe der seltenen Sarus-Kraniche beim Rasten. Diese Vögel sind mit rund 150 cm Körperlänge die größten Kraniche und von Nepal bis Australien verbreitet. Da sie über einen knallroten Kopf verfügen, kann man sie hervorragend identifizieren.

Zwischen der Grenze und Varanasi gab es lediglich eine größere Stadt, Gorakhpur. Wobei man erwähnen sollte, dass eine größere Stadt hier in Indien immerhin fast die Größe Frankfurts hat, in diesem Fall über 650.000 Einwohner. Wir folgten weiter dem Highway 24, der Nausad-Varanasi-Road und dabei immer Richtung Süden. An dieser Fernstraße nahmen wir auch unser Mittagessen ein. Die Auswahl unseres Fahrers fiel auf das „Buddha Inn“. Dieses Hotel mit Restaurant gehört, so war es der Leuchtreklame zu entnehmen, zu dem indischen Unternehmen „OYO“. Diese Kette wurde erst 2013 von dem damals zwanzigjährigen Ritesh Agarwal gegründet und betreibt inzwischen weltweit eigene Unterkünfte oder ist an Beherbergungsunternehmen seiner Franchisenehmer beteiligt.

Architektonisch ist das recht neue Hotelgebäude modern und sachlich gehalten. Im Inneren dominieren eher kühle Werkstoffe, wie Marmor und Glas. Viele bunte LED-Lichter verbreiten den indischen Style. Als wir die Eingangshalle betraten, waren lediglich einige „Halbstarke“ zugegen. Im eigentlichen Gastraum war pompös für eine Hochzeitsgesellschaft dekoriert und so nahmen wir an einem Tisch neben der Rezeption im Barbereich Platz. Wir entschieden uns anhand der Bilder in der ausschließlich in Indisch verfassten Karte für Tomatensuppe und Chicken do Payaza, einer Art indischem Hühnchengulasch.

Im Umfeld von Gorakhpur gab es viele Baustellen, so auch rund um das Buddha Inn. Für den Nachschub an Baustoffen sorgten vier- und fünfachsige Lastwagen. Dabei handelte es sich nicht um offene Mulden sondern um geschlossene Aufbauten. Am Ziel angekommen, wurde der geladene Sand durch kleine Luken in den Seitenwänden entladen. Die benötigten Steine wurden annähernd vor Ort aus Lehm gebrannt. Die Ziegeleien bestanden ausschließlich aus einem hohen Schornstein. Die Rohlinge für die Backsteine wurden auf dem Feld rundherum aufgeschichtet, abgedeckt und gebrannt.

Was das Bauen im Allgemeinen betraf, erfolgte das recht planlos, so zumindest der Eindruck, den wir auf der Fahrt erhielten. So etwas wie Planfeststellungsverfahren sind in Indien vielleicht nicht unbekannt, werden aber sicher nicht durchgeführt. Eine Beteiligung der Öffentlichkeit wird bei der Verbreiterung der Fahrbahnen der Fernstraße bestimmt nicht arrangiert. Die Geschäfts- und Wohnhäuser, die im Weg standen, wurden einfach abgerissen. Dabei blieben die Teile der Gebäude stehen, die außerhalb des Straßenbereichs lagen. Teilweise fehlte daher an manchen Gebäuden nur die Außenwand zur Straße hin und wir konnten in die noch möblierten Zimmer schauen. Neben den eigentlichen Tiefbaumaßnahmen kümmerte man sich auch um die Bäume am Fahrbahnrand. Es gab Neuanpflanzungen und zum Schutz vor hungrigen Haustieren wurden rund um die Stämme Mäuerchen errichtet.

Im weiteren Verlauf der Autobahn waren ganze Kolonnen von altertümlichen Dreschmaschinen in Richtung Süden unterwegs. Diese Massenbewegung hatte womöglich etwas mit Erntezyklen zu tun, eine andere Erklärung fand ich nirgends. Unser Fahrer war in dieser Hinsicht nicht besonders auskunftsfreudig. Auch andere spezielle Fahrzeuge galt es zu bestaunen. Selbstfahrende Zuckerrohrpressen, Hochzeitswagen, Discomobile mit Trichterlautsprechern und Unmengen von bunt bemalten Lastwagen.

Beim Blick auf die Uhr mussten wir feststellen, dass wir dem Zeitplan weit hinterher waren. Die Verzögerungen hatten überwiegend mit den Bauarbeiten an der Fernstraße zu tun. Die Abschnitte, die den Begriff Autobahn verdienten, waren deutlich in der Minderheit. Mal war die linke, mal die rechte Fahrbahn fertiggestellt. Dazwischen gab es Abschnitte, auf denen noch gar kein Straßenbelag vorhanden war. Abgeschlossenen Brückenneubauten begegneten wir gar nicht. Vor solchen Überquerungen von fließenden Gewässern endete die vierspurige Autobahn und der Verkehr musste einspurig über alte Land-

straßenbrücken oder Behelfsbauwerke geführt werden. Die Rückstaus vor solchen Engstellen waren entsprechend lang und ergaben ausufernde Wartezeiten. Auf meinem iPhone verfolgte ich die Strecke, die wir fuhren. Als unser Fahrer die eigentlich geplante Route verließ, fiel mir das umgehend auf. Die zu erwartenden weiteren Verzögerungen auf der Fernstraße veranlassten ihn, den letzten Abschnitt nach Varanasi über Nebenstraßen zu bewältigen.

Dank der gut befahrbaren Landstraßen kamen wir gut voran und es boten sich mehr Einblicke in die Lebensweise der hiesigen Bevölkerung abseits der Autobahnen. Handwerksbetriebe, wie Schlossereien und der Straßenverkauf von Allerlei - besonders auch von Fischen - florierte in den kleinen Dörfern. Der Verkehr wurde hier weniger von den Lastwagen dominiert, sondern über kleinere Fahrzeuge abgewickelt. Ein Installateur, der mit seiner Rikscha unterwegs zu seiner Baustelle war, erstaunte uns. Auf seinem Dreirad hatte er dreißig Abflussrohre im Durchmesser von zehn Zentimetern und einer Länge von vier Metern geladen.

Auf Feldern neben der Straße wurden Kuhfladen getrocknet. Gestapelt standen die Fladen dann verkaufsbereit am Straßenrand. Der getrocknete Kuhdung, das haben wir mehrfach gesehen, wurde auch zu kleinen Häusern verbaut. Dieser Brenn- und Baustoff wird in Indien sogar über die Internetplattform Amazon in 10er Packs angeboten. Dass wir uns dem Ganges näherten, erkannten wir an den Dämmen, die jetzt öfters die Straßen begleiteten. In der Regenzeit überfluten die Wassermassen der aus dem Himalaya kommenden Flüsse riesige Flächen in Indien. Das führt zu gar mancher Katastrophe, ermöglicht aber gleichzeitig gute Ernteerträge. Sowohl das Wasser als auch die mitgeführten Nährstoffe lassen das dürre Land mit dem Monsun aufblühen.

Die Dämmerung zog über Indien herein und wir näherten uns endlich unserem Ziel. Die letzten Kilometer bis zur Grenze der Millionenstadt nutzten wir wieder einen Highway. Das Erste, was wir von Varanasi sahen, war deren heller Lichterschein, der sich in den Wolken widerspiegelte. Die mehrspurige Straße verzweigte sich zusehends, um sich dann im Stadtkern in engen Gassen aufzulösen. Unser Fahrer versuchte so nah wie möglich an unser Hotel heranzufahren. Letztlich blieben uns noch vielleicht zweihundert Meter, die wir zu Fuß mit unserem Gepäck durch die belebten, schmalen Gassen zurücklegen mussten.

Weit nach Einbruch der Dunkelheit erreichen wir die Unterkunft, die uns für die nächsten zwei Nächte zur Verfügung stehen würde, das noch aus der Kolonialzeit stammende Hotel „Palace on Ganges“. An der Rezeption wurden wir von zwei Mitarbeitern in Uniform begrüßt. Nach dem Einchecken erhielten wir noch ungefragt den Wifi-Code und durften ein hochherrschaftliches Zimmer mit Balkon beziehen. Es war das einzige Zimmer, dessen Balkon in Richtung Ganges ausgerichtet war. Die Fenster waren mit schweren Vorhängen und Querbehängen mit Quasten versehen. Die antiken Möbel in dem Zimmer waren aus schwerem Mahagoni gefertigt. Nach dieser ganztägigen Fahrt schliefen wir gut und tief, während das Wasser des heiligen Flusses nur wenige Meter von unserer Unterkunft entfernt dahinfloss.

Die heilige Stadt am Ganges

Zu ersten Mal wachten wir in Indien auf. Viel zu früh riss uns der Wecker aus dem tiefen Schlaf. Ganz früh am Morgen, lange bevor die Sonne aufging, sollte man sich Varanasi vom Ganges aus anschauen. So schreiben es die einschlägigen Reiseführer. Daher stand eine morgendliche Flussfahrt auf unserem Reiseplan. In den Unterlagen, die ich tags zuvor von dem Fahrer erhalten hatte, stand für Viertel vor sechs die Abholung am Hotel durch einen englischsprechenden Guide. So warteten wir an der Rezeption auf den Beginn des Tagesprogramms. Der ausgemachte Zeitpunkt verstrich und kein Guide war in Sicht. Da der Sonnenaufgang sich nicht nach den zeitlichen Gepflogenheiten indischer Guides richtete, organisierte uns das Hotel einen Ersatzguide. Bis zu dessen Erscheinen warteten wir auf der Außentreppe des Hotels. Die bereitstehende Bank war von schlafenden Straßenhunden blockiert.

Mit 25 Minuten Verspätung erreichten wir das „Dashaswamedh Ghat“. Ghats nennt man in Indien eine zu einem Gewässer hinunterführende und aus breiten Stufen bestehende Treppe. Sie sind oft gesäumt von hinduistischen Tempeln und anderen Bauten. Auf dem kurzen Weg vom Hotel dahin erklärte uns der Guide, dass wir nun der Morgenzeremonie beiwohnen würden. Als wir eintrafen, hatte die Zeremonie bereits begonnen. Am Ufer des Ganges standen unter stilisierten Schirmen sieben junge Brahmanen. Bekleidet waren sie einheitlich mit safranfarbenen Roben. Der Rauch unzähliger Räucherstäbchen zog in Schwaden über die zahlreich erschienenen Zuschauer. In ausgeklügelten Bewegungsmustern wurden große Feuerlampen, die gegen den dunklen Himmel in hellen Farben leuchteten, von den Priestern der höchsten Kaste geschwenkt. Diese Bewegungen folgten streng den rhythmischen Gesängen und dem Klang der Zimbeln. Die Feuerlampen, aus massivem Silber geschmiedet, haben sieben Ebenen, auf denen zahlreiche Kerzen loderten. Der Griff des Leuchters war in Form einer Königskobra ausgeführt. In deren gespreiztem Schild spiegelten sich die züngelnden Flammen der Kerzen. Im weiteren Ablauf kamen mehr Räucherstäbchen, Fächer aus Pfauenfedern, Wedel aus Mähnenhaar und andere heilige Utensilien zum Einsatz. Eine später genutzte Feuerlampe besaß lediglich eine große Flamme. Sie wurde von einer religiösen Hilfskraft den Brahmanen angereicht. Diese sorgte auch dafür, dass möglichst immer alle Kerzen brannten. Bunte Blütenblätter wurden in die Höhe geworfen und schneiten über den Priestern herab. Die Zeremonie, die sich Ganga Aarti nennt, endete mit dem Blasen auf großen Schneckenmuscheln, der Konche. Das dadurch entstehende Geräusch erkannten wir als das, welches wir während der Wartezeit am Hotel bereits einmal wahrgenommen hatten.

Langsam wich die nächtliche Dunkelheit der Morgendämmerung. Auf dem Weg zu dem Boot kamen wir an einer offenen Halle vorbei, in der junge Frauen an einem offenen Feuer saßen und sangen. Auch hierbei handelte es sich - wie bei der Ganga Aarti - um ein rituelles Feueropfer. Der melodische Gesang der „Frontfrau“ wurde mittels Mikrofon und Lautsprecher übertragen, so dass auch die herbeiströmenden Touristen und Pilger den zarten Klängen gut lauschen konnten. Nach dem Ende der Gesangsdarbietungen folgte zum Abschluss dieser Zeremonie noch ein gemeinschaftliches Gebet.

Unser Guide brachte uns zur Anlegestelle der Boote. Der Bootsführer begrüßte uns mit einer Verbeugung und dem üblichen Namasté. Der Begriff Namasté beschreibt dabei in Sanskrit (altindischen Sprachen) die Geste des Verbeugens. Wir wurden freundlich gefragt, ob noch ein weiterer Tourist mitfahren dürfe. Wir stimmten zu, zumal das Boot für deutlich mehr Passagiere ausgelegt war. Zu unserer

Überraschung stellte sich während unserer Konversation in Englisch heraus, dass es sich um einen allein reisenden Deutschen handelte. Benjamin arbeitete an der Börse in Frankfurt und lebte eigentlich in Fulda. Er hatte sich jedoch für einen längeren Zeitraum unbezahlten Urlaub genommen, um Indien zu erkunden und um hier an seinen Yoga-Fertigkeiten zu arbeiten. Im weiteren Verlauf des Gespräches fanden wir heraus, dass er, so wie wir, am nächsten Tag mit dem Nachtzug nach Agra fahren möchte. Wir hatten diese Fahrt bereits lange vor unserem Urlaub von Deutschland aus gebucht und konnten daher recht sicher sein, in einem der begehrten klimatisierten Abteile die Fahrt zu verbringen. Benjamin setzte darauf, dass sein Karma es gut mit ihm meinte und er kurzfristig noch das gewünschte Ticket erwerben könnte.

Über dem Ganges lag der schwere Morgennebel und waberte über die Ghats der noch weitgehend schlafenden Stadt. In dieser ganz besonderen Stimmung wurden wir etwas abseits des Ufers auf dem träge dahinfließenden Ganges hinab gerudert. Im Schleier des Nebels tauchten immer mehr Tempel und Klöster auf. Die ersten Gläubigen fanden sich am Ufer ein, um sich und ihre Seele im Wasser des heiligen Flusses zu reinigen. Immer mehr Boote mit Pilgern, Touristen und Fischern tauchten im Nebel auf. Mönche, ganz in orange gewickelt, fanden sich zum Morgengebet an den Ghats ein. Ein roter Punkt stieg durch den Morgendunst empor, die Sonne ging auf. Ein neuer Tag war geboren.

Auf der sanft dahinfließenden Mutter allen Lebens, dem Ganges, schaukelten kleine Schiffchen aus Papier, darin Blütenblätter und ein kleines Licht, zumeist eine Kerze oder ein tönernes Öllämpchen. Als Opfer für die Göttin Ganga wurden diese Schiffchen auf den Fluss gesetzt und mit der Strömung treiben gelassen. Während die Schiffchen vorbei zogen, passierten wir ein Boot, auf dem religiöse Musikanten mit Sitar und Tablas die passende musikalische Begleitung lieferten.

Wir näherten uns dem Manikarnika Ghat, der wichtigsten und größten religiösen Stätte zur Verbrennung von Leichen. Für über eine Milliarde gläubiger Hindus ist es der sehnlichste Wunsch, hier an den Ufern des heiligen Stroms verbrannt zu werden und dass im Anschluss die Asche dem Wasser des Lebens übergeben wird. Die Gläubigen erhoffen damit, dass für sie der ewige Kreislauf der Wiedergeburt in Varanasi durchbrochen wird und sie Moksha erreichen. Für das, was die Buddhisten als Nirwana bezeichnen, steht Moksha bei den Hindus, die unendliche Erlösung, die Befreiung von allem Materiellen, ein unveränderlicher, erhabener Zustand, der über den Verstand hinaus geht und erst nach dem Tod erreicht werden kann. Diesen Zustand zu erreichen, bedarf es vieler Entbehrungen oder den direkten Weg über das Sterben und die Verbrennung in Varanasi. Seit Jahrhunderten gibt es daher eine Art Todestourismus in der Stadt. Alte und Kranken kommen zum Sterben hierher. Manche schon Monate oder Jahre vor ihrem Tod.

Obwohl die Sonne erst aufgegangen war, loderten bereits die ersten Scheiterhaufen auf den eigens dafür errichteten Plattformen. Die aufsteigenden Rauchschwaden vermischten sich mit dem Morgennebel und zogen über die Köpfe der anwesenden Angehörigen. Wir beobachteten die Szene aus einiger Entfernung vom Boot aus, wissentlich, dass wir uns später diesem Ghat auch von der Stadtseite aus nähern würden.

Das entspannte Rudern flussabwärts passte gut in die mystische Stimmung des Morgens. Ab hier, dem Wendepunkt unserer Bootsfahrt, hieß es gegen die Strömung zu arbeiten. Dafür hatte unser Bootsführer gut vorgesorgt. Nach wenigen Handgriffen fanden wir uns im Gestank der Abgase eines Bootsmotors wieder. Jede einzelne Zündung des Aggregats zerriss die morgendliche Stimmung und erinnerte uns daran, dass wir in einer indischen Großstadt unterwegs waren. Sowohl Benjamin als auch wir hatten uns noch nicht mit indischen Rupien eindecken können. So baten wir unseren Guide, einen Abstecher zu einem Geldautomaten zu machen. Zügig erreichten wir eine Anlegestelle, von der aus wir einen entsprechenden Zwischenstopp einfügen konnten.

Am Dashashwamedh Ghat, an dem wir das Boot verließen, lagen verschiedene Boote zu Reparatur- und Ausbesserungsarbeiten. Ein Fischer war dabei, sein Netz zu flicken. Der Uferweg war inzwischen gut belebt und die Händler präsentierten ihre Waren den Vorbeigehenden. Hoch im Kurs stand hier direkt am Ghat so ziemlich alles, was man für religiöse Zeremonien benötigte. Das Angebot änderte sich, als wir die Treppen zur Stadt hinauf stiegen. Frische Pani Puri und abgepacktes Namkeen, was man bei uns unter Snacks versteht, waren im Angebot, dazu Lassi und Chai. Auf den Treppenstufen saßen bettelnd zahlreiche Frauen und Bettelmönche. Ebenso tat es ein Gehbehinderter, der mit einer umgebauten Rikscha am oberen Ende der Treppe seine Hände aufhielt. Am Markt, der sich dem Ghat anschloss, wurden gerade mit einem Transporter Hühner angeliefert. Jeweils fünf Hühner pro Hand, an den Füssen gegriffen, wechselten den Besitzer. Auf den Dächern der Verkaufsstände lauerten Makaken darauf, dass einer der Händler unachtsam seine Ware aus den Augen ließ und sie etwas erhaschen konnten. Auf abenteuerlichen Konstruktionen wurde Fett in Woks erhitzt, um darin Gemüse und Teigwaren zu frittieren. Dabei sorgten Ventilatoren ohne jeglichen Schutz dafür,

die Glut der Holzkohle am Glühen zu halten. Ich versuchte, die Gesamtheit der Eindrücke zu verarbeiten und auf der Speicherkarte meiner Kamera zu sichern. Der moderne Geldautomat, den wir ansteuerten, wirkte in diesem Umfeld wie aus einer anderen Zeit. Er lieferte uns zwar nur einen kleinen Betrag in Rupien, der reichte uns aber für diesen Tag.

Mit unserem Bootsmann hatten wir uns am Darbhanga Gath verabredet. Bis dorthin waren es sicher nicht viel mehr als hundert Meter. So schlenderten wir entlang des Ufers, vorbei an Holzplattformen, auf denen heilige Männer auf Kundschaft warteten, während sich ein Sadu mit Hilfe von winzigen Becken, Trommeln und monotonem Gesang in Trance begeben hatte.

Vor einem mit Bambus eingerüsteten Kloster durften wir wieder das Boot besteigen und der Bootsmotor gab wieder den Takt vor. Die Mönche hatten inzwischen ihr Morgengebet beendet und saßen auf den Treppen um zu studieren, während direkt daneben die Wäsche des Tages zum Trocknen ausgelegt wurde. So erreichten wir kurz nach acht unseren Ausgangspunkt. Müde und erschöpft von den Eindrücken und dem Bootsmotor begaben wir uns auf den Weg zu unserem Hotel. Auf dieser kurzen Strecke trafen wir auf eine Frau, die am Straßenrand hockend die silbernen Leuchter der Morgenzeremonien von Kerzenwachs, Ruß und Verschmutzungen reinigte und für die nächste Darbietung auf Hochglanz polierte.

Bevor wir uns zum Ausruhen auf unser Zimmer zurückzogen, ließen wir uns das hervorragende Frühstück schmecken. Die gesamte Einrichtung des Hotels war im Kolonialstil gehalten. Im Treppenhaus gab es eine Ausstellung von historischen indischen Instrumenten, sowie Portraits von wohl wichtigen Personen. Vor unserem Zimmer befand sich eine Sitzecke mit einem gut gefüllten Regal mit internationaler Literatur.

Die Ansicht der Stadt hatten wir in den Morgenstunden vom Ganges aus erleben dürfen, für den restlichen Tag hieß die Devise „Erkundung per pedes“. Unser Hotel lag direkt am Assi Ghat und der war, das hatten wir auf der Anreise bemerkt, auf allen großen Verkehrshinweisschildern in der Stadt ausgewiesen. Bevor wir uns jedoch ins Getümmel der Millionenstadt trauten, ließen wir es entlang des Ganges gemütlich angehen. So wie wir dahin schlenderten, kam uns auch eine Gruppe von Mönchen entgegen und stieg über eine der hier üblichen breiten, langen Treppen hinauf zu der Pforte eines der zahlreichen Klöster, um darin zu verschwinden. Mönche und andere heilige Männer prägen das Stadtbild von Varanasi wie in kaum einer anderen Stadt.

Immer wieder wechselte die Bebauung entlang der Ghats. Neben Klöstern gab es auch Tempel und Hotels. Einige der Treppenanlagen, die bis weit in den Ganges reichten, waren vorzugsweise von Badenden belagert, anderswo waren Boote vertäut. Das rituelle Baden nimmt einen festen Platz im Tagesablauf der Gläubigen ein. So querten diese, mit Handtuch und Shampooflasche bewaffnet, des Öfteren unseren Weg. Während die Männer lediglich mit einer Art Lendenschurz in das heilige Wasser eintauchten, trugen die Frauen Saris oder zumindest ein Choli und einen Wickelrock. Dass der Ganges einer der dreckigsten und mit Schadstoffen und Keimen belasteten Flüsse der Welt ist, spielte hier offensichtlich keine Rolle.

Etwas verunsichert näherten wir uns dem Harishchandra Ghat. An dieser Stelle finden üblicherweise auch Leichenverbrennungen statt, auch loderte direkt am Wasser ein Scheiterhaufen. Gleichzeitig war auf dem Platz eine Filmkulisse inklusive der notwendigen technischen Ausstattung aufgebaut. Pferde und schlecht geschminkte Komparsen standen oder saßen herum, die Filmcrew war in Gespräche vertieft und wenige Meter weiter brannte ein Scheiterhaufen. Wurde dort tatsächlich ein Mensch verbrannt? Eine Gewissheit darüber haben wir nicht erlangt, aber auch nicht versucht, es herauszufinden. Jedenfalls waren es wohl Aufnahmen zu einem indischen Historienfilm.

Unsere heutige Sightseeingtour setzten wir ab diesem Ghat - abseits des Ganges - durch die engen Gassen der Stadt fort. Nach nur wenigen Häuserecken fanden wir uns in einem unbeschreiblichen Labyrinth von Gässchen und Straßen wieder. Teilweise war die Bebauung so eng, dass selbst entgegenkommende Personen ein Problem darstellten. Entsprechend den Gegebenheiten wurden Transporte von Waren per Rikscha oder bestenfalls Motorroller durchgeführt oder gar auf dem Rücken getragen. Neben Pilgern, Händlern und Anwohnern waren auch überall heilige Kühe, weniger heilige Ziegen und freilaufende Hühner in den engen Gassen unterwegs. Stoisch verharrten die Kühe dort, wo es etwas zu kauen oder zu wiederkauen gab. So ertappten wir ein gehörntes Tier, wie es genüsslich die Blumendekoration eines Hochzeitsbusses verzehrte und einen seiner Artgenossen, der sich auf einem Balkon über die dortige Begrünung hermachte.

Vorbei an einem Krishnatempel gelangten wir auf den Fisch- und Fleischmarkt. Hier in der Nähe hatten wir morgens den Geldautomaten genutzt. Im Angebot befanden sich an diesem Morgen Ziegen, womöglich Straßenfänge und Fische in erstaunlichen Größen und bestimmt ganz frisch aus dem Ganges. Über deren Belastung mit Schadstoffen, in Anbetracht des Zustandes der Mutter allen Lebens, mochten wir gar nicht nachdenken. Für einen der Straßenhunde war das kein Thema, er nutzte jedenfalls eine Chance und zog mit einem erbeutenden Fisch davon. Am Rande des turbulenten Marktgeschehens, wo es sich Kühe und Straßenhunde in Hausnischen bequem gemacht hatten, stand ein Holzwagen, auf dem sich einer der vielen Obdachlosen von Varanasi schlafen gelegt hatte.

Dass wir uns dem Ganges wieder näherten, erkannten wir an den Bergen von Brennholz. Hier am Rande der Straße zum Manikarnika Ghat lagerte Holz in riesigen, haushohen Stapeln. Es stammte aus den Wäldern des Himalajas und wird beinahe täglich über den Ganges bis nach Varanasi geschifft. Etwa 50 bis 60 Millionen Bäume verbrennen jährlich in Indiens Krematorien. Zwar gibt es auch elektrische Verbrennungsöfen, da aber die Energieversorgung nicht stabil genug ist, wird weiterhin auf traditionelle Art verbrannt. Dennoch können die gewaltigen Holzvorräte am Manikarnika Ghat nur einen Bruchteil der Nachfrage bedienen.

Die Angehörigen müssen für die rituelle Verbrennung 200 bis 300 Kilogramm Holz hier am Rande des Ghats

erwerben. Wer es sich leisten kann, fügt Sandelholz hinzu, das mit seinem süßlichen Duft den Geruch des verbrannten Fleisches überdecken soll. Es wurde, wie auf jedem indischen Markt, gehandelt und gefeilscht. Von den Verbrennungsstätten zog Rauch herüber und wir näherten uns mit einer gewissen Scheu dem Ghat. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Hier werden Menschen verbrannt, ganz öffentlich. Jeder darf zuschauen. Leichen wurden auf Bambusbahren herangetragen. Sie waren in goldene, orangene, weiße und rote Tücher gewickelt. Es sind die Farben der hohen Kasten und die Farben Shivas, der hier in Varanasi verehrt wird wie kein Zweiter.

Auf der Verbrennungsplattform versammelten sich Menschen. Ein neuer Holzstapel wurde aufgeschichtet, die Asche eines anderen zusammengekehrt und dem Ganges übergeben. Ein Verstorbener wurde ein letztes Mal mit dem Wasser des Ganges von seinen Sünden gereinigt, bevor er unter Holzscheiten einen Platz für seine letzte Reise fand. Hunde und Ziegen liefen zwischen den Gestellen umher, immer auf der Suche nach etwas Fressbaren. Versengte Stoffe und die Überreste von Blumenopfern lagen wild auf dem Boden verstreut. Daneben Kuhfladen, weich und breit. Der Anblick der Trauernden und Verstorbenen in dieser Kulisse wirkte auf uns bizarr. Einige Angehörigen richteten ihre Handykameras aus. Ein letztes Selfie mit dem Verstorbenen.

Während die nächsten Angehörigen trauerten und Priester Verse rezitierten, warteten die anderen Anwesenden von dem Ganzen scheinbar ungerührt. Die Personen, die hier ihre Arbeit verrichteten, Arbeiter und Holzhändler, hockten, wenn sie gerade nichts zu tun hatten, an den Häuserwänden, tranken Chai, rauchten und unterhielten sich lautstark. Auch wenn wir davon nichts verstanden, ging es doch wohl um Alltägliches: Cricket, Fußball und das Wetter. Der Tod ist ihr Alltag, ihr Geschäft. Während ein Sadu auf einem Turm die Totenglocke läutete und dazu irgendetwas in Richtung des Ganges und der dort versammelten Trauergäste rief, versuchte ein fliegender Händler mit seinem ebenso lauten Organ, Knabbereien an Käufer zu bringen. Inzwischen war neben den Ziegen und Straßenhunden auch eine Kuh eingetroffen. Sie begab sich direkt zu der Plattform, die gerade geräumt wurde und fraß genüsslich den nicht mehr benötigten Leichenschmuck. Worauf die Straßenhunde warten, hatten wir gelesen, wollten es aber nicht erleben und so gingen wir weiter.

Aufgrund der ungenügenden Ortskenntnisse folgten wir wieder dem Ufer des Ganges in Richtung unserer Unterkunft.

Die gesamte Stadt bestand aus einem Feuerwerk für die Sinne und war ein El Dorado für Fotobegeisterte. Riesige, frisch eingefärbte Stoffbahnen lagen auf den Ufertreppen zum Trocknen, dazwischen Sadus in orange leuchtenden Gewändern und daneben eine Frauengruppe in knallbunten Saris. Am Boden hockten zwei Schlangenbeschwörer, die natürlich vorwiegend Touristen anlockten. Im Dunkel der drei Körbchen lag jeweils eine Kobra. Sobald einer der beiden Schlangenbeschwörer den Deckel eines Körbchens öffnete, erschien die jeweilige Kobra. Fast blind, geblendet vom Tageslicht, orientierte sich das Tier an den Bewegungen der Kürbisflöte des Schlangenbeschwörers. Dabei entstand der Eindruck, dass die Schlange zu den Tönen der Pungi, so der Name des Einfachrohrblattinstrumentes, tanzen würde. Auch wir gaben eine kleine Spende, wissentlich, dass die Schlangenbeschwörer nicht zu den Tierliebhabern gehörten. Aus Sicherheitsgründen wurden den Kobras meistens die Giftzähne mit Zangen abgebrochen. Ein Sadu hatte sich aus strategischen Gründen zu den Schlangenbeschwörern gesellt. Die Aussicht auf eine milde Spende war dank der tierischen Vorführungen sicher besser. Dieser heilige Mann, nur mit einem Tuch um die Lenden bekleidet, hatte

seinen gesamten Körper mit weißer Asche eingerieben und anschließend mit roten Punkten verziert. Es war wohl nachzuvollziehen, woher die Asche stammte.

Nicht weit von den Schlangenbeschwörern entfernt sprach uns eine Frau mit einem Kind auf dem Arm an. Sie bettelte nach Essen für ihren vielleicht zweijährigen Nachwuchs. Trotz aller uns bekannten Warnhinweise gaben wir nach und folgten ihr entlang des Ufers bis zum Gemüsemarkt und dann weiter zu einem Lebensmittelladen. Sie forderte uns auf, Milchpulver für ihr Kind zu kaufen. Wir erklärten ihr, dass ihr Kind für Milchpulver bereits viel zu alt sei und kauften stattdessen eine Flasche Saft. Die Mutter war daraufhin sehr verärgert und beschimpfte uns, so interpretierten wir den Wortschwall, den sie uns entgegen schleuderte. Die Masche war, das erfuhren wir erst nach unserer Heimkehr, dass die Mutter anschließend das Milchpulver zurück gibt und sich die Einnahmen mit dem Händler teilt. Trotz deren betrügerischem Handeln taten uns die Mutter und besonders das Kind leid.

Unser nächster direkter Kontakt zu der indischen Bevölkerung folgte nicht viel später. Plötzlich wurde meine Hand von einem Inder ergriffen. Dieser begann sofort meine Hand durchzukneten. Beim Umdrehen schaute ich direkt in die kleinen verschmitzten Augen von Ritchi, dem Masseur. Natürlich wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wer mir meine Hand geklaut hatte. Ritchi, höchstens 1,60m groß, stellte sich vor uns und bot mir eine kostenlose Handmassage an. Zum Ablehnen war es schon zu spät, meine Hand war ja bereits in Behandlung. Auch die Massage der Schulter wäre noch im Angebot inbegriffen, teilte er mir in gebrochenem Englisch mit. Letztlich handelte er mit mir eine Massage des gesamten Körpers aus. Zu dieser Behandlung musste ich mich zuerst auf einen der Podeste am Ufer hinsetzen. Diese Podeste waren nicht als Krematorien in Nutzung, das war mir wichtig zu wissen. Nach dem Hinsetzen folgte das Hinlegen. Und ohne Rücksprache tauchte ein Kollege Ritchis auf, um an mir auch herumzukneten. Es war tatsächlich eine gute, wohltuende, entspannende, aber auch intensive Massage. Nach der Beendigung der Behandlung, die ich

bereits für indische Verhältnisse überbezahlt hatte, folgte - wie sollte anders sein - die finanzielle Nachforderung. Es wurde nochmals der bereits entrichtete Betrag für Ritchis Kollegen gefordert. Was nun folgte, war unschwer zu erraten. Ich lehnte ab und erntete dafür Beschimpfungen, die dem Ganges sicher nicht gefallen haben.

Vorbei an zwei riesigen Wasserspeichern, die sich in ihrem freundlichen Blau und ihrer bunten Graffiti-Bemalung nicht gut in die historische Bausubstanz eingliederten und einem speziellen Markt für Opfergaben, erreichten wir wieder das Assi Ghat, an dem auch unser Hotel lag.

Für unser Abendessen hatten wir bereits im Vorfeld über das Internet ein Restaurant ausgesucht. Laut Karte gut fußläufig vom „Palace on Ganges“ zu erreichen. So zogen wir zielsicher los. Die ersten Straßenecken waren uns

von unserer Tour am Tag bekannt und so kamen wir gut voran. Wie so oft wurden die Gassen zusehends enger. Laut digitaler Karte hätten wir das Restaurant in der Nähe eines Zuflusses zum Ganges finden sollen. Den Bach fanden wir schnell, das Restaurant leider gar nicht. Das Gewässer, welches ich eben als Bach bezeichnete, war in der Realität eine offene Kloake, die einen unglaublichen Gestank verbreitete. Auch aus diesem Grund brachen wir unsere Suche ab und kehrten zurück zum Assi Gath. Dort besuchten wir ein Roof Top Restaurant, welches in direkter Nachbarschaft zu unserem Hotel lag.

Nachdem wir unser Dinner eingenommen hatten, machten wir uns auf den Weg zur Abendzeremonie. Auf der Bühne hatte das Begleitprogramm bereits begonnen. Zwei Mädchen führten traditionelle Tänze vor. Die Szene wurde mit farbigen LED-Scheinwerfern beleuchtet. Dadurch kamen die farbigen Trachten leider nicht zur verdienten Geltung und die gemachten Fotografien mussten entsprechend nachbearbeitet werden.

Den Ablauf der Aati Ganga Zeremonie kannten wir bereits vom Morgen, sie beeindruckte uns aber auch bei unserer zweiten Teilnahme. Ohne Zeitdruck war es für uns deutlich entspannter als in der Hektik in der Morgendämmerung. Lediglich die Blitzlichter der Touristen beeinträchtigten die romantische Stimmung etwas. Was auch einige Gäste störte, war eine heilige Kuh, die sich gemächlich durch die Reihen der sitzenden Zuschauer ihren Weg suchte. Direkt hinter Heike stoppte das Tier, um ein paar Blicke auf die Zeremonie zu werfen oder vielleicht auch nur, um einige Bissen wiederzukauen.

Auf den letzten Metern vor unserem Hotel saßen noch immer Friseure auf dem Gehweg und warteten auf Kundschaft. Das regte Heike dazu an mich aufzufordern, diese Dienstleistung am nächsten Tag wahrzunehmen. Noch ahnte ich nicht, dass sie das ernst meinte.

Varanasi, das wurde uns nach diesem Tag in dieser Stadt bewusst, war ein Ort, der mit seinen vielfältigen Reizen seine Besucher überflutete. Mit dieser Einsicht schliefen wir in dem kolonialen Doppelbett ein.

Auf eigene Faust durch Varanasi

Am nächsten, ebenso nebligen Morgen machten wir uns auf eigene Faust auf den Weg zur Zeremonie. Im Schein der Straßenlampen erreichten wir die Uferpromenade. Es hatten sich schon einige Einheimische und auch die ersten Touristen eingefunden. Direkt hinter den rund 80 Zentimeter hohen Podesten der sieben Priester waren sechzehn Stühle für Ehrengäste samt rotem Teppich aufgebaut. Daneben ein Haufen Schuhe, die wohl zu eben diesen Gästen gehörten. Kurz nach sechs Uhr begann die Ganga Aarti, die Zeremonie mit viel aromatischem Rauch, der - ähnlich wie bei katholischen Gottesdiensten - mit Hilfe von glühenden Harzen erzeugt wurde. Die Priester schwenkten im Rhythmus der begleitenden Musik eine Art silberne Kasserollen, aus denen der Rauch entwich. Die Szene wurde von den Kerzen, die auf Leuchtern entzündet waren, in ein goldgelbes Licht getaucht. Die goldenen Gewänder mit rotem und grünem Saum verstärkten diese warme Stimmung. Nachdem die Glut in den Räuchertöpfen verloschen war, wurde die Zeremonie mit den Kerzenleuchtern fortgesetzt. Dazu sangen sieben junge Frauen. Den pyramidalen Kerzenleuchtern folgten die Flammenschalen mit den Kobraköpfen, der Ruf der Schneckenmuscheln, das Regnen von Blütenblättern, noch ein paar Räucherstäbchen und schließlich stiegen die Priester von den Podesten und gingen begleitet von den Hindis unter den Zuschauern in Richtung des Ganges. Dort erfolgte eine Art Anbetung der Mutter allen Lebens,

zu der alle Anwesenden ihre Hände in die Höhe streckten. Auf den mit rotem Samt ausstaffierten Podesten glommen die letzten Kerzen und Räucherstäbchen. Im dünnen Rauch dieses Szenarios saß ein Helfer der Priester und sammelte die Spenden ein. Die Dunkelheit der Nacht war inzwischen dem Morgengrauen gewichen. Währenddessen begann eine Musikgruppe auf der naheliegenden Bühne zu musizieren. Mit Tablas, Sitar, Harmonium und Gesang begleiteten sie den Aufstieg der rot leuchtenden Sonne über dem Ganges. Die ersten Boote kreuzten die Spiegelung der aufgehenden Sonne auf dem sanft dahinfließenden Fluss. Über dem gegenüberliegenden Ufer hingen währenddessen noch die letzten Schwaden des Morgennebels.

Für viele wurde es jetzt Zeit für die religiöse Waschung im Fluss des Lebens. Für uns erstaunlich war die Tatsache, dass nicht nur Inder daran teilnahmen, sondern auch einige wenige Europäer das Bad in dem Fluss zur Reinigung ihrer Seele nutzten. Wir zogen uns zu unserer morgendlichen Reinigung in unser Hotel zurück, wo bereits das Frühstücksbuffet wartete.

Gut gestärkt machten wir uns anschließend auf den Weg in die Stadt, um weitere Eindrücke dieser Metropole einzusaugen. Bereits auf dem Gehweg vor unserem Hotel kam beim Anblick der dort arbeitenden Barbiere wieder Heikes Wunsch auf, dass ich mir dort den Bart schneiden lassen sollte. Diesen Versuch, mich zu überzeugen, konnte ich noch einmal abwehren.

Im Vergleich zu Kathmandu waren es nur wenige kleine Heiligtümer, die die Straßen säumten. Vielmehr wurde die Religiosität durch die vielen Klöster und Tempel wiedergegeben. Trotzdem gab es sie, die kleinen Heiligtümer, an denen Opfer dargebracht wurden. Oft unscheinbar im Gewimmel der Großstadt, aber dafür beschaulich und vielfältig. Zwischen Werbetafeln, Straßenlampen, in engen Gassen und in Hausnischen. Daneben zumeist Frauen, die Blumenkränze als Opfergaben in ihrem Verkaufssortiment hatten.

Auf unserem Weg durch die Altstadt gab es unzählige Märkte und einen Friseurladen. Also nicht ein Barbier, der seine Kundschaft auf dem Bordstein sitzend rasierte, sondern eine Salon mit sieben Friseurstühlen. Hier reichte dann Heikes Überredungskunst aus und ich beugte mich dem Wunsch meiner Frau. Als ich den Laden betrat, geschah das nicht nur zur Freude Heikes, nein, auch der Chef des Salons begrüßte mich freudestrahlend. Sicher kam es nicht oft vor, dass ein Europäer sein Kunde war. So durfte ich umgehend auf einem der mit rotbraunem Leder bezogenen Stühle Platz nehmen. Rundum waren die Wände mit Spiegelglas versehen, darüber eine Regal mit diversen Töpfen, Tiegeln und Umverpackungen, sowie eine prächtige Galerie von aktuellen indischen Frisuren. In einer der Ecken lief auf einem Flachbildschirm ein Cricket-Spiel. Der Friseurmeister konnte kein Englisch und ich kein Indisch. Dies war eigentlich die ideale Voraussetzung für ein modisches Missverständnis. Doch schnell war geklärt, dass der Bart ab musste und zwar - das war etwas schwerer zu erklären - komplett. Nickend und lachend machte er sich ans Werk. Ein Rasierschaum wurde in einer Schüssel mit Wasser, ich befürchtete mit heiligem Wasser aus dem Ganges, angerührt. Jedenfalls entnahm er die Flüssigkeit aus einer PET-Flasche, die offensichtlich seit längerem in Gebrauch war. Punkt neun Uhr startete das Abenteuer. Vor mir eine Schale mit Scheren und Rasiermesser und einem billigen Kamm aus blauem Plastik. Hinter mir der Friseur mit seinem besonderen Rasierschaum. Neben mir meine Frau, die mit der Kamera in der Hand es kaum erwarten konnte, dass der Friseur Hand anlegte. Mit einem Pinsel, dessen Haarfülle fast meiner glich, erfolgte das Einseifen. Bis dato war ich noch ganz entspannt. Als dann das Rasiermesser zum Einsatz kam, wurde ich ehrlich gesagt etwas nervös. Besonders als es um die Entfernung der Haare

unterhalb meines Kinns ging. Nach achtzehn Minuten war ich blank rasiert und ich dachte, ich dürfe nun gehen. Da hatte ich aber nicht mit der Gründlichkeit meines Friseurs gerechnet. Jetzt kam der zweite Durchgang. Die Sitzlehne wurde ganz nach hinten geklappt, so dass ich fast lag und keine Chance mehr hatte zu fliehen. Ich wurde erneut eingeseift. Diesmal vom Hals bis über die Stirn. Das verwunderte mich, denn ich war mir sicher, dass direkt über meiner Stirn seit vielen Jahren keine Haare mehr wuchsen. Dabei - und das war wegen des Rasierschaums dringend nötig - hielt ich meine Augen geschlossen. Ein Brummen erfüllte den ganzen Friseursalon und ehe ich das Geräusch einer Schallquelle zuordnen konnte, spürte ich es. Die gesamte Gesichtshaut wurde in Schwingungen versetzt. Der Friseur hatte einen Elektromotor mit einer gewollten Unwucht auf seine linke Hand geschnallt und begann mich zu massieren. Als ich vorsichtig meine Augen öffnete und einen Blick auf das Höllengerät werfen konnte, wurde mir sehr deutlich bewusst, dass dieses Aggregat in keinem Land Europas auch nur den Hauch einer Zulassung erhalten hätte. Aber wir waren in Varanasi, direkt am Ganges, am Ufer der Mutter des Lebens, was sollte also hier schiefgehen. Nun, und das kennt man von türkischer Gesichtspflege, ging es ums Epilieren mit einem Faden. Nach weiteren zehn Minuten war mein Gesicht wirklich glatt wie ein Babypopo und ich stellte mich aufs Bezahlen ein. Aber weit gefehlt: Es folgte eine Massage der Kopfhaut. Anfangs ganz angenehm nahm die eingesetzte Kraft des Friseurs fortwährend zu und die Massage dehnte sich bis auf meinen gesamten Rücken aus. Schlägen mit den flachen Handflächen folgte der Einsatz der beiden Hände, zu einer doppelten Faust verschränkt, die dann auf meinem Rücken herniedergingen. Atmen war nur noch in den kurzen Momenten möglich, die zwischen den Fausthieben lagen. So malträtiert erhoffte ich auf ein baldiges Ende des „Wellnessprogramms“. Mit roher Gewalt waren nun meine Verspannungen gelöst und der elektrische Rüttelautomat kam noch einmal zum Einsatz. Zu guter Letzt - zu keinem Widerstand mehr in der Lage - wurden noch die letzten Härchen im Genick wegrasiert und im Spiegel vor mir strahlte mich mein Friseurmeister mehr als zufrieden an. Heike hatte die gesamte Behandlung zwischenzeitlich auf fünfzig Fotos festgehalten und war unentwegt am Kichern. Obwohl ich noch nach Stunden die Schläge in den Rücken spürte, war ich froh, den Friseur besucht zu haben. Bei einem Besuch der Stadt Varanasi ist es sehr zu empfehlen, den Friseur in der Pandit Manmohan Malviya Road zu besuchen.

Es gab in Varanasi tatsächlich auch richtige Müllfahrzeuge. Diese fuhren jedoch nicht von Haus zu Haus, was bei den engen Gassen auch nicht möglich wäre, sondern holten den Müll aus Lagerhallen, wohin die Anwohner ihren Abfall brachten. So konnten wir miterleben, wie mit einem Frontlader das Müllfahrzeug beladen wurde, mitten in der Stadt mitten auf der Straße und das bei den dortigen klimatischen Bedingungen. Leider nutzten einige der Anwohner den kurzen Weg zum Ganges zur Entsorgung lieber als den Weg zu dem aufwärts gelegenen Mülllager. Wohin das Müllfahrzeug seine Ladung brachte, erfuhren wir jedoch nicht.

Im großen, lebendigen „Freilichtmuseum Varanasi“ gab es immer Neues bzw. Altes zu entdecken. Wir konnten sehen, dass die Bügeleisen anstatt mit Strom noch immer mit glühender Holzkohle betrieben wurden, wie Felgenreparaturen von Fahrrädern am Straßenrand durchgeführt und Baustahl mit bloßer Hand ebenda gebogen wurde, dass es kein Problem war, einen Baumarkt auf der Straße zu betreiben und den dazugehörigen Sand auf der Fahrbahn und die Backsteine auf dem Gehweg zu lagern. In einer Metzgerei wurde eine Ziege zerlegt, während eine zweite in der Küche die Blätter des Gemüses fraß, ohne zu ahnen, was demnächst folgen würde. Über und über beladene Lastenfahrräder bewältigten den größten Teil der Transporte innerhalb der Stadt. Wenn wir an Dreiräder in Asien denken, sind es zumeist Rikschas, die uns einfallen und damit an eine entspannte Fahrt durch eine asiatische Stadt. Hier in der Enge von indischen Städten sind die fleißigen Radfahrer die Spediteure des Wirtschaftslebens.

Unser Weg führte uns durch enge Gassen und unweigerlich wieder an das Ufer des Ganges. Sie waren wieder alle da: die Schlangenbeschwörer, die Bettlerin mit ihrem Kind, die Bootsbauer, die Priester, die den Hinterbliebenen Trost schenkten, die Kühe, Hunde und Ziegen, die sich von dem ernährten, was in den offenen Krematorien liegen blieb. Und es wurden - so wie jeden Tag - von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Scheiterhaufen aufgeschichtet, Tote rituell gewaschen und anschließend verbrannt. Es war so wie an jedem Tag, wie an jedem Tag in Varanasi, der Stadt am Ufer des Ganges.

Für uns wurde es Zeit für das Mittagessen. Dank moderner Technik, ausgebautem Mobilfunknetz in Indien und einer entsprechenden App auf dem iPhone hatten wir uns ein Restaurant ausgesucht. Für die Fahrt dahin hatten wir eine Rikscha auserkoren. Irgendwie war es seltsam für uns, sich als wohlgenährte Europäer gemütlich in das Dreirad zu setzen und von einem schmächtigen Inder durch die Stadt kutschieren zu lassen. Wir schämten uns wissentlich, dass wir damit halfen, dass der Mann seine Familie über den Tag bringen konnte. Trotzdem blieb bei uns ein fades Gefühl von unsozialem Verhalten. Das Restaurant der Wahl, bei dem Portal Tripadvisor exzellent bewertet, war das „Roma´s Cafe Dinner“.

Das Restaurant befand sich im ersten Obergeschoss eines Geschäftshauses. Darunter eine Matratzenmanufaktur mit angegliedertem Laden. Wir wählten ein Platz am Fenster zur Hauptstraße und konnten von dort das geschäftige Leben gut beobachten. Wir konnten miterleben, wie indische Matratzen aus Schaumstoff und Baumwolle gefertigt, diese zur Auslieferung auf Fahrräder gepackt und wie mit vielen Gesten die Verkaufsverhandlungen geführt wurden. Das Restaurant selbst war sehr individuell eingerichtet. Bei den Sitzmöbeln hatte man die Wahl zwischen Polstermöbeln, modernen Holz- und unkonventionellen Plastikstühlen. Das mag jetzt nach zusammengewürfelt klingen, war jedoch mit einem Sinn für Schönheit elegant kombiniert. Das Angebot reichte von italienischer bis zur lokalen Küche. Dies war bei dem Namen des Lokals auch zu erwarten.

Noch mit dem Gefühl, den indischen Rikschafahrer zu sehr belastet zu haben, machten wir uns zu Fuß auf den Weg zum Hotel. In dieser Straße waren es die Dinge des Alltags und des Haushalts, die angeboten wurden. Vom Alutopf über Haushaltleitern, von der Wäschespinne bis zum Gaskocher war alles erhältlich. Ab der nächsten großen Kreuzung änderte sich das Angebot und es ging dann mit Reparaturwerkstätten für Zweiräder weiter. Auch ein Verkaufsstand mit Hühnern und deren Produkte reihte sich zwischen den Werkstätten ein. Ebenfalls eine bunt dekorierte Hochzeitshalle und ein mit Fahnen geschmücktes Kloster lagen auf dem Weg zu unserer Unterkunft. Dort angekommen hieß es, die Koffer für die Fahrt nach Agra zu packen.

CERT
29th Feb. 2020
SACRED
ESTIVAL
USIC CENTRE (ASHRAM)

Capital
PORTABLE P.A. AMPLIFIER
Soundmaker
PROFESSIONAL LOUDSPEAKER

Im Nachtzug durch Indien

Im Hoffen auf ein Trinkgeld brachte uns der Chef der Agentur vor Ort zum Bahnhof Varanasi Junktion. Dies war ein weißes Gebäude aus der Kolonialzeit, unter britischer Herrschaft bereits in 19. Jahrhundert erbaut und vor nicht allzu langer Zeit grundhaft saniert. Dabei wurden die Dächer des riesigen Bahnhofsgebäudes mit einer Photovoltaikanlage ausgestattet, die dank der Witterungsbedingungen fast ganzjährig eine Leistung von 600 kW in das Netz einspeiste.

Am gut gesicherten Eingang zum Bahnhofsgelände angekommen, bahnte uns unser Tourguide den Weg zu unserem Bahnsteig. Wie üblich mussten wir Treppen hoch und Treppen runter. Dabei marschierte der Guide zügig zwischen den Menschenmengen voran und ließ uns, die wir hinterher hechelten, unser Gepäck alleine schleppen. Damit war die Frage des Trinkgeldes recht schnell erledigt.

Der Jodhpur Varanasi Marudhar Express 14853 stand bereits am Bahnsteig. Wir machten uns auf die Suche nach dem uns zugeteilten Abteil. Dabei liefen wir an über zwanzig Wagen vorbei, bevor wir die ersten Wagen mit Klimatisierung erreichten. Aufgrund der Tatsache, dass wir in beide Richtungen kein Zugende sehen konnten, schätzten wir, dass der gesamte Zug bestimmt aus fünfzig Wagen bestand. Die wenigsten davon mit Klimaanlagen. Diese waren leicht daran zu erkennen, da es bei ihnen keine verglasten, sondern vergitterte Fenstern gab. Bei den Wagen der zweiten und dritten Klasse befanden sich in den Abteilen zweistöckige beziehungsweise dreistöckige Betten, so stand es in unseren Unterlagen. Wir hatten uns für die beste buchbare Komfortklasse entschieden und mussten unser Abteil mit zwei anderen Fahrgästen teilen.

Da die Türen des Zuges noch abgeschlossen waren und auch die Abfahrtszeit bei Weitem nicht erreicht war, ging Heike Lebensmittel einkaufen. Ich beobachtete derweil das Leben auf einem indischen Bahnhof.

Es gab ein breites Spektrum an Reisenden: Pilger in unterschiedlichen Farben gekleidet, Familien und Wanderarbeiter, dazwischen vereinzelt Touristen. Die einen hektisch auf der Suche nach dem passenden Zug, die anderen stoisch auf Koffer, Kisten oder Säcke sitzend und auf das warten, was da wohl in der nächsten Zeit geschehen würde.Immer wieder zogen mächtige Diesellokomotiven Güter-, Tank- und Personenzüge über die Gleise durch den Bahnhof. Eines hatten dabei alle Züge gemein, sie waren schier unendlich lang und die Waggons augenscheinlich aus längst vergangenen Zeiten. Zig Lackschichten übereinander gestrichen, gerissen, abgeplatzt und mit grob erstellten Schablonen beschriftet. So gaugelten aus der Ferne betrachtet einige frisch gestrichene Waggons einen Eindruck von „neu“ vor, während bei anderen der Rost kein Zweifel an deren Alter ließ. Sauber war jedenfalls keiner der Züge. Vieles war nachträglich geschweißt und einiges ließ an der Zuverlässigkeit des Gefährtes zweifeln.

Irgendwie steckte ja auch im Begriff Gefährt das Wörtchen Gefahr, dachte ich beim Anblick unseres Wagens. Inzwischen war Heike mit Wasser, Keksen und Weintrauben von ihrer Einkaufstour zurück. Auf den Bahnsteigen lagerten verschiedenste Güter: Säcke mit Agrarerzeugnissen, Kisten mit ungewissem Inhalt und natürlich Reisegepäck. Die Empfängeradressen waren lediglich mit Edding in wenigen, kaum entzifferbaren Zeichen auf die Jute der Säcke gekritzelt. Packer transportierten - nach unserer Einschätzung willkürlich - Säcke und andere Gebinde quer über die Gleisanlagen. Einer dieser Arbeiter war offensichtlich taub und kommunizierte mittels Zeichensprache. Wir wunderten uns darüber, dass auch er ohne besondere Rücksicht quer über die Schienen lief, die akustischen Warnsignale der herankommenden Lokomotiven halfen ihm sicher nicht. Neben den Arbeitern waren auch Reisende zwischen den Bahnsteigen und zwischen den Zügen unterwegs. Was uns inzwischen nicht mehr wunderte, waren die heiligen Kühe, die unbeeindruckt von durchrauschenden Zügen gemächlich etwas Grün oder auch zivilisatorische Abfälle zwischen den Gleisen suchten und auch fanden.

Der junge Mann aus Fulda, den wir am vorigen Morgen bei der Bootsfahrt auf dem Ganges kennengelernt hatten, kam freudig den Bahnsteig entlang. Er hatte es tatsächlich geschafft, noch kurzfristig ein Zugticket für ein klimatisiertes Abteil zu ergattern und konnte somit seine Reise, die ebenfalls nach Agra führen sollte, fortführen. Die Zeit auf dem Bahnsteig verran nur langsam, auch wenn es einiges zu beobachten gab. Zuhause in Deutschland wären wir sicher nicht über eine Stunde vor planmäßiger Abfahrt am Bahnsteig erschienen.

Endlich wurden die Türen zu unserem Nachtzug geöffnet und wir konnten unser Quartier für die nächste Nacht beziehen. Innen war der Zustand des Zuges deutlich besser, als es von außen zu vermuten war. Die Abteile konnten mit dicken Vorhängen von dem Gang abgetrennt werden. Auf dem Gang gab es weitere Liegen, die während des Einsteigens hochgeklappt waren. In unserem Abteil standen vier Klappbetten für die Nacht zur Verfügung. Wir zogen es vor, die Betten mit den Nummern 31 und 33 zu nehmen, diese waren die beiden unteren. Das hatte den Vorteil, dass wir nicht über die Betten unserer Mitfahrer steigen mussten. Aber es hatte den Nachteil, dass diese über unsere Betten klettern mussten. Leitern oder andere Aufstiegshilfen gab es lediglich in Form eines Griffes am Fußende der Betten. Positiv war, dass die Schlafgelegenheiten auch für europäische Körpergrößen ausgelegt waren. Das passende Bettzeug lag frisch gewaschen, gemangelt und hygienisch in Papiertüten verpackt bereit. Bevor wir unser Nachtlager herrichteten, verstauten wir unser Gepäck unter die Liegen und sicherten unsere Wertsachen. An zusätzlicher Ausstattung war das Abteil mit vier Getränkehaltern, einem Tisch, Gardinen zum Abdunkeln des Fensters, Leselampen und einen Spiegel ausgestattet.

Gespannt waren wir auf unsere Mitreisenden. Nach uns stieg eine Reisgruppe aus Taiwan ein. Streng geführt von einem älteren Herrn mit militärischem Ton wurden den

Gruppemitgliedern die Betten zugewiesen. Dabei stieß taiwanesische Exaktheit auf indisches „management by improvisation“. Entgegen der taiwanesischen Reiseleitung waren die mitreisenden Damen eher praktisch veranlagt und so fanden alle Gruppenmitglieder einen Schlafplatz. Schwieriger war es indes einem Inder klarzumachen, dass er zwar die passende Platznummer hatte, sich aber im falschen Wagen befand. Zu uns ins Abteil kam eine sehr kleine Taiwanerin, die ihre Mühe hatte, in das obere Stockbett zu gelangen. Das Angebot von Heike, die Plätze zu tauschen, lehnte sie mit fernöstlicher Bescheidenheit und dem dazu typischen Lächeln im Gesicht ab. Sogar eine kleine Konversation auf Englisch entwickelte sich zwischen uns. Auf meiner Seite bestieg ein junger Inder das Stockbett. Außer einem „Hello“ bekamen wir von ihm lange Zeit nichts zu hören. Nach der Abfahrt war noch lange nicht an Schlafen zu denken. Indisches Leben erfüllte den Zug und bis wirklich jeder seinen Platz gefunden hatte, wurden noch viele Koffer durch den Gang geschoben.

In regelmäßigen Abständen erschallten die Rufe eines Zugbegleiters „Chai“ für Tee und „Paani“ für Wasser. So zog er von Wagen zu Wagen, von Abteil zu Abteil und bot die kalten und heißen Getränke zum Verzehr an. Gegen Abend, draußen war es bereits dunkel geworden, brachte der Zugbegleiter ein warmes Abendessen. Heike verzichtete darauf, während ich den größten Teil des Mahls verzehrte. Es gab Reis mit grünen Bohnen und irgendwas.

Als dann nach und nach Ruhe einkehrte, wagten auch wir einen Versuch zu schlafen. Unsere Mitreisende aus Taiwan, war bereits seit geraumer Zeit ins Reich der Träume abgetaucht. Der Inder über mir hörte die gesamte Zeit Musik von seinem Mobiltelefon über Ohrhörer. Dies war nicht störend, aber dass die Beleuchtung des Displays bei jeder Liedauswahl das gesamte Abteil ausleuchtete, störte schon. Auch das endete irgendwann. Kurze darauf gab unser Mitreisender dann auch Laute von sich. Ein nicht überhörbares Schnarchen erfüllte den Raum. Weiterhin war ein Mitreisender auf dem Klappbett im Gang damit beschäftigt, sein Gepäck unentwegt auf seinen Inhalt zu überprüfen, umzupacken und neu zu verstauen.

Immer wenn ich aus meinem leichten Schlaf aufwachte, prüfte ich mit meinem iPhone unsere geografische Position. Da es keine Ansagen gab und selbst wenn, hätten wir diese nicht verstanden, war es mir wichtig, nicht den Bahnhof von Agra zu verschlafen. Daher bemerkte ich, dass es mal zügig voran ging, aber wir auch zeitweise irgendwo im Nirgendwo hielten. Einer der Gründe der Pausen lag wohl daran, dass für Fahrgäste von Zügen mit einer höheren Durchschnittsgeschwindigkeit zusätzliche Gebühren fällig würden. Trotz aller Störungen folgten wir irgendwann unserer Taiwanerin in das Land der Träume.

Das indische Weltwunder

Nach fast 15 Stunden war es endlich soweit: Ganz langsam fuhren wir in den Bahnhof von Agra ein. Somit waren wir neunzig Minuten später als im Fahrplan vorgesehen, aber immerhin Stunden vor unserer Erwartung. Unsere Sachen hatten wir bereits kurz nach Sonnenaufgang zusammen gepackt und so saßen wir voller Erwartung auf unseren Klappbetten. Vor der Einfahrt in die „Red Fort Railway Station“ und der Überquerung des Flusses Yamuna, konnten wir bereits einen entfernten Blick auf das berühmteste Bauwerk Indiens werfen, dem „Taj Mahal“.

Wie man es aus Flugzeugen und anderen Fernreisefahrzeugen kennt, waren die meisten Mitreisenden zu diesem Zeitpunkt bereits abmarschbereit und standen samt Gepäck in den Gängen. Wir nahmen noch Abschied von der netten Taiwanerin. Dabei strahlte sie ebenso herzerfreuend wie bei unserer ersten Begegnung. Sie musste sich wieder ihrer streng organisierten Reisegruppe anschließen, während wir hofften, am Bahnsteig abgeholt zu werden.

Tatsächlich wurden wir von einem untersetzten Inder in einem pinkfarbenen Hemd auf dem Bahnsteig erwartet. Wortreich empfing er uns. Viel von seinem indischen Englisch verstanden wir zwar nicht, aber soweit konnten wir ihm folgen, dass er der Chef seiner Agentur wäre und uns heute alles zeigen würde. Die Fahrt vom Bahnhof in die Stadt führte uns bereits vorbei an dem mächtigen Roten Fort. Gegen 8:00 Uhr erreichten wir das „Coral Court Home Stay“, also ein kleines Familienhotel. Ärgerlich war jedoch die Botschaft, dass wir erst am Nachmittag einchecken könnten. Nach langer Diskussion fand sich schließlich doch eine Lösung. Die Touristin, die zuvor hier untergebracht war, hatte bereits das Zimmer geräumt und war kurz vor ihrer Abreise. Daher konnte unser Zimmer kurzfristig hergerichtet werden.

Auf dem Reiseplan war für den Vormittag ein Besuch des Roten Forts vorgesehen. Heike verzichtete nach der nächtlichen Bahnreise dankend auf die Besichtigung dieses Prachtbaus und macht es sich mit einer Lektüre im Hotel gemütlich. Unser Guide für den heutigen Tag fuhr dann nach dem Frühstück mit mir zu der imposanten Anlage aus rotem Sandstein. Bereits auf dem Weg dorthin erklärte er mir die Herrscherabfolge der vergangenen Jahrhunderte.

Eins wurde mir schnell klar, an Informationen, die im für Indien eigenen Englisch vorgetragen wurden, werde es heute sicher nicht fehlen. Das Rote Fort ist tatsächlich ein Meisterwerk der mittelalterlichen Architektur. Seine optisch spannenden Marmor- und Buntsandsteinpaläste, Moscheen und Pavillons offenbarten das unvergleichliche ästhetische Empfinden der Moguln und den architektonischen Sinn, der mit ihren königlichen Darstellungen von Leben, Kunst und Kultur einherging. Wir betraten den Komplex durch das Amar Singh Gate, also dem aktuellen Haupttor. Die Mauern und Gräben dienten über Jahrhunderte der Verteidigung. Das massive Mauerwerk war durchgängig mit rotem Sandstein verkleidet, Wehrtürme und Bastionen ließen die Angreifer bereits bei deren Anblick an ihrem Vorhaben, das Fort zu erobern, zweifeln. In den tiefen Gräben zwischen den umlaufenden, 21 Meter hohen Wehrmauern warteten, so der Guide, wilde, hungrige Tiere auf ein Mahl. Diese martialische Vorstellung passte so gar nicht zu den filigranen Verzierungen, die seiner Zeit von begabten Steinmetzen in den Sandstein gearbeitet wurden oder gar den darin eingelassenen weißen Marmorintarsien.

Durch vier Tore mussten wir schreiten, um in den innersten Bereich des Roten Forts zu gelangen. Eine wesentliche Information konnte ich den Ausführungen des Guides

entnehmen. Der Bau des Forts in der noch heute vorhandenen Struktur erfolgte im 16. Jahrhundert durch den Herrscher Akbar. Er selbst Muslim, seine Frau hingegen Hindi. Mit diesem Wissen erklärte sich die künstlerische Vermischung islamischer Geometrie und Kalligraphie mit der hinduistischen Liebe zu Vögeln, Tieren und Blumen in der Dekoration. Bei der Errichtung dieser imposanten und uneinnehmbaren Festung konzentrierte sich der damalige Herrscher Akbar I. nicht nur auf die Modellierung von Zinnen, Seitengängen und Schießscharten, um die Wirkung von Robustheit und Majestät zu erzeugen, sondern auch auf die ästhetischen, dekorativen und ornamentalen Aspekte von Schönheit und Architektur. In Zeiten, in denen in Europa noch schmucklose, kleine Burgen auf unbedeutenden Bergen errichtet wurden, blühte hier in Indien eine mehr als beachtliche Baukunst auf. So entstanden unter Akbar und den ihm folgenden Mogulherrschern neben diesem Fort zahlreiche ähnlich kunstvoll ausgestaltete Festungen und Regierungsgebäude. An gleicher Stelle hatte bereits der erste Mogul Babur nach der Eroberung großer Teile Nordindiens im Jahre 1526, mit Baumaßnahmen für das Fort und den dazu gehörigen Gärten begonnen. Überhaupt nahmen der Mogul Barbur und dessen Nachfolger einen großen Raum in den Ausführungen des Guides ein. Diese waren jedoch für mich ohne verschriftlichten Stammbaum absolut nicht nachvollziehbar. Wenn es um das Liebesleben der Moguln ging, war dies sofort an dem Minenspiel des Erzählers erkennbar.

Bei den Gebäuden, die im Schutz der Wehranlagen entstanden, kamen neben dem roten Sandstein auch Unmengen weißen Marmors zum Einsatz. Besonders unter dem Nachfolger Akbars, dem Mogul Shah Jahan, entstanden etliche der hell leuchtenden Gebäude. Darunter auch die Audienzhalle, Diwan-i-Am. In dieser von unzähligen Pfeilern und Bögen aus eben diesem weißen Marmor errichteten Halle, wurden Gäste des Herrschers empfangen. Dazu besaß die an drei Seiten offene Halle in der Mitte eine reich verzierte Thronnische. Davor ein in den Marmorboden eingearbeitetes verspielt verziertes Wasserbecken. In die Wände waren arabesk verschlungene Pflanzenmotive in gelbem Marmor eingearbeitet.

Etwas abseits konnten wir drei Pavillons in Augenschein nehmen. Diese waren ebenfalls aus weißem Marmor und reich mit Halbedelsteinen und Glasintarsien verziert. Von hier aus ergab sich ein Ausblick auf den gut zwei Kilometer entfernten Taj Mahal. Die Perlenmoschee, die auch oft in Reiseführern beschrieben wird, lag leider für Touristen unerreichbar im abgesperrten militärischen Bereich des Forts. Die Kasernen, die noch aus der Kolonialzeit und der Besetzung durch das englische Empire stammten, wurden noch immer genutzt. Eine weitere Hinterlassenschaft der Briten war das Grab ihres Befehlshabers Russell Colvin, der hier während des Aufstands von 1857 fiel, so die Version des britischen Militärs. Tatsächlich verstarb er jedoch ganz unspektakulär an Cholera und nun stand sein Grabmal wie ein Fremdkörper in unmittelbarer Nähe zur Audienzhalle.

Die großen Gärten mit ihrem frischen Grün belebten die umgebende Szenerie aus historischen Gebäuden. Der an diesem Tag vorherrschende Sonnenschein ließ das Farbenspiel zwischen dem roten Sandstein, dem weißen Marmor und den saftigen Wiesen besonders eindrucksvoll auf mich wirken.

Der Erhalt dieser weitläufigen, historischen Stätte bedarf ständiger Sanierungsarbeiten. Daher war auch während meines Besuchs ein Teil der Gebäude eingerüstet und Handwerker besserten Fassaden aus. Nach einer Stunde, viel zu kurz und mit viel zu wenigen Hintergrundinformationen im Reisegepäck, endete die Tour durch das Rote Fort. Wenn man bei einer ersten Reise nach Agra Informationen sammelt, steht immer der Taj Mahal im Vordergrund. So war es auch bei uns und daher kam das Fort in der Vorbereitung zu kurz.

Die Ausführung ebenso, wie die Ergebnisse der Bautätigkeiten der Baumeister dieser Zeit, hinkte der Baukunst des 16. Und 17. Jahrhunderts weit hinterher. Im extremen Kontrast zu dem Roten Fort standen die Bauarbeiten zu einem kleinen Hotel in der direkten Nachbarschaft zum „Coral Home Stay“, die wir gut beobachten konnten.

Besser wie auf das Rote Fort waren wir für unser Mittagessen vorbereitet. In gut zu Fuß erreichbarer Entfernung von unserm Hotel lag das „Good Vibes“ Restaurant. Neben guten indischen Essen, bot es uns auch eine exzellente Aussicht auf das Treiben auf den Straßen. So konnten wir unseren heimlichen Spitzenreiter der Fahrradkuriere entdecken. Auf sein Dreirad hatte er 216 gelbe Schuhkartons mit Schuhen der indischen Marke Leather Chief geladen. Esel und Wollverkäufer kamen vorbei. In Agra, einer Stadt, in der der Tourismus viele Arbeitsplätze schaffte und gut Geld verdient werden konnte, domminierten im Nahverkehr Pferdedroschken, anstatt der sonst gebräuchlichen Fahrradrikschas.

Bereits auf dem Weg zu dem Restaurant hatten wir feststellen müssen, dass der von uns angesteuerte Geldautomat leider leer war. Nette Inder wiesen uns den Weg zu einem weiteren Rupienspender. Aber auch dieser erwies sich als bereits geleert. Jetzt, nach dem wir gesättigt auf dem Rückweg waren, erblickten wir bereits aus der Entfernung einen gepanzerten Geldtransporter, der vor dem Geldautomaten parkte. Unsere Erwartung, die Barmittel aufstocken zu können, stieg, wurde dann aber schlagartig gedämpft, da die Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes keinerlei Anstalten machten, den Automaten mit Geldscheinen zu füttern.

Wenige Tage zuvor hatten der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Donald Trump und seine Frau Melania, der indischen Stadt einen Besuch abgestattet. Riesige Transparente zeugten noch von dem Staatsbesuch. Die Inder waren darauf sehr stolz. Ähnlich wie in den USA war in Indien ein übertriebener Nationalstolz erwachsen. Premierminister Narendra Modi und Donald Trump waren

nicht nur in dieser Beziehung Brüder im Geiste. Beide schürten mit Parolen den Nationalismus und teilten damit die Bevölkerung ihrer Länder. Jeder für sich versuchte auf unterschiedlichen Wegen und oft mit Unwahrheiten, die jeweilige muslimische Minderheit zu verunglimpfen. Was in Indien mit seiner bemerkenswert toleranten Geschichte zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen in manchen Landesteilen führte. Auch während unserer Urlaubsreise waren einige Landesteile aus Sicherheitsgründen für Touristen gesperrt. Dieser Konflikt erreichte natürlich auch die Hauptstadt Delhi und auch in Agra stellte der Taj Mahal ein mögliches Anschlagsziel für Extremisten dar.

Angetrieben von meiner Neugier, machte ich mich bereits vor dem vereinbarten Termin zu Fuß zum Taj Mahal. Es war meine Absicht, einen Blick ins Umfeld des Weltwunders abseits der Touristenströme und auch durch ein eigentlich geschlossenes Tor in den Innenhof zu werfen. Aus den bereits vorher geschilderten Gründen traf ich auf eine verstärkte Präsenz von Polizei- und Militärkräften. Diese Tatsache spiegelte die Angst vor medienwirksamen Angriffen auf den Taj Mahal wieder. Dazu passte ein übergroßes Hinweisschild auf dem bildlich dargestellt war, welche Gegenstände man in den engeren Bereich um die mittelalterliche Anlage mitnehmen durfte und welche dort verboten waren. Wasserflaschen, Fotoapparate, Mobilfunkgeräte, Babynahrung und Frauenhandtaschen waren offiziell zugelassen. Hingegen war die Mitnahme von Feuerzeugen, Streichhölzer, Zigaretten, Messer, Pistolen, Munition sowie Handgranaten, Drohnen, alkoholischen und anderen Getränken, Rucksäcken und Megafonen strikt untersagt. Bedeutete das im Gegenzug, dass es ansonsten erlaubt war, Handgranaten und Pistolen mitzuführen?

Etwas vorsichtiger begab ich mich in das Labyrinth von kleinen Gassen, die sich entlang der hohen Mauern, die den Garten vom Taj Mahal umgaben, hinzogen. Bereits nach wenigen Metern änderte sich das Angebot in den Straßenläden von Mitbringseln für die weitgereisten Touristen zu Alltagsgegenständen. Die einfachen Gebäude, die die Gassen säumten, passten in die Vorstellung, dass seinerzeit die Handwerker, die den Taj Mahal erschufen, hier ihre Unterkunft bezogen hatten. Man konnte sich ausmalen, dass sie hier ihre knappe Zeit verbrachten, sich in den Straßen trafen, sich in den Basaren mit dem Notwendigsten eindeckten und dass die exotischen Düfte aus den Garküchen durch das Viertel zogen. Schlendernd gelangte ich an das Westtor, durch welches ich einen ersten Blick hinter die hohen Mauern werfen konnte. Ein Blick auf das Weltwunder war von hier aus leider noch nicht möglich und so kehrte ich mit neuen Eindrücken und der Spannung auf den weißen Kuppelbau zum offiziellen Eingangsbereich zurück.

Der Taj Mahal, das faszinierende, schneeweiße Wahrzeichen Indiens mit seiner imposanten Rundkuppel, den üppigen Verzierungen und seinem wundervollen Garten, der das Gebäude umgibt, hat bestimmt jeder schon einmal auf Bildern gesehen. Obwohl die faszinierende Schönheit des Gebäudes bereits erahnen ließ, dass sich hinter seinem Bau eine ganz besondere Geschichte verbergen musste, kennt nicht jeder, der das einzigartige Gebäude bestaunt, die wahre, tiefe Bedeutung des Taj Mahals. Schließlich ist der Taj Mahal nicht einfach nur ein weiteres Wahrzeichen und eines der sieben neuen Weltwunder, das meisterhafte Baukunst vergangener Zeiten oder den Reichtum eines einstigen Herrschers repräsentiert. Der Taj Mahal in Agra ist vielmehr ein Monument ewiger Liebe, die sogar über den Tod hinaus fortwährte.

Das weiße Wahrzeichen Indiens entstand in der Zeit von 1641 bis 1648 als ein etwa 56 Meter breites und 58 Meter hohes Mausoleum. Der indische Großmoguls Shah Jahan ließ das Grabmahl für seine Frau und große Liebe Mumtaz Mahal erbauen. Sie war nämlich nach der Geburt ihres

14. Kindes verstorben und soll ihren Mann noch kurz vor ihrem Tod um ein absolut einzigartiges Grabmal gebeten haben. Selbstverständlich konnte ihr der Großmogul diesen letzten Wunsch nicht abschlagen. So wurde der Taj Mahal, was übersetzt „Kronenpalast" bedeutet, von mehreren Architekten unter Berücksichtigung persischer und indischer Elemente entworfen und von über 20.000 Arbeitern aus den erlesensten Baumaterialien, die sich in Asien finden und die mit Elefanten herangeschafft wurden, errichtet. Selbstverständlich wurden für den Bau des Monuments, sowie für die umgebenden Mauern, Parkanlagen und das imposante Wasserbecken große Summen an Geld verschlungen. Dies führte schließlich zu einem Beinahe-Bankrott des Staates und zu erheblichen Aufständen in der Bevölkerung. Nicht zuletzt weil der Großmogul dennoch auf den Bau der Grabstätte für seine große Liebe bestand, wurde Shah Jahan schließlich 1657 von seinem eigenen Sohn entmachtet und verbrachte den Rest seiner Tage als Gefangener im Roten Fort von Agra. Dies war dann auch der Grund, warum sein ursprüngliches Vorhaben, ein dem Taj Mahal ähnliches Grabgebäude aus schwarzem Marmor gegenüber des Taj Mahals für sich selbst zu erbauen, nicht verwirklicht wurde.

Zur ausgemachten Zeit erreichten Heike und unser Guide in einem elektrisch betriebenen, offenen Bus den Bereich vor dem Eingang. Die beiden saßen auf der letzten Sitzbank mit Blick nach hinten, keine schlechte Platzwahl. Der Guide organisierte wortreich einen schnelleren Erwerb der Eintrittskarten und machte uns noch mit einem seiner besten Freunde, einem Souvenirverkäufer bekannt. In dessen Laden durften wir unser Handgepäck während des Besuchs des Taj Mahals deponieren und natürlich ganz ohne Verpflichtung etwas bei ihm erwerben.

Bereits die Decken und Wände des riesigen Eingangstors waren so reich verziert, dass dies schon einen Besuch gerechtfertigt hätte. Als wir in den Innenraum des Eingangsgebäudes eingetreten waren, blickten wir aus dem Dunkeln direkt auf das strahlend weiße Taj Mahal. Auch dieser Anblick löste in uns ein besonderes Gefühl aus. Auf Fotos tausendmal beeindruckt gesehen und trotzdem nicht mit dem Moment zu vergleichen, in dem man dieses Meisterwerk direkt vor sich sieht. Vielleicht ist dies zu vergleichen mit dem Blick auf das von der Größe her eher gewöhnliche Gemälde der Mona Lisa. Die Magie, welches dieses Bild verbreitet, entfaltet sich auch nur vollständig, wenn man davor steht.

Als wir dann inmitten von zahlreichen Besuchern den Schritt hinaus in die Sonne machten und wir die gesamte Anlage mit ihrer symmetrischen Gartenanlage, den Wasserbecken und Spazierwegen erblickten, wurde uns bewusst, warum dieser Komplex gerne als siebtes Weltwunder der Neuzeit bezeichnet wird. Unser Guide, leicht untersetzt und einen halben Kopf kleiner als Heike, bahnte uns den Weg durch die Touristen, die hier alle anhielten, um erste Fotos zu machen. In seinem knallig fliederfarbenen Hemd war er trotz seiner Größe zumeist gut auszumachen. Auch ich unterlag dem Zwang, meinen Fotoapparat zu zücken, wissentlich, dass es unendlich viel bessere Perspektiven geben würde. Die Zeit am späten Nachmittag war für schöne Bilder in warmen Farben prädestiniert. Die Sonne stand im Südwesten und näherte sich langsam dem Untergang, während der Mond bereits aufgegangen war und direkt über einem der vier Minarette stand. Was uns am Eingang noch als enges Gedränge vorkam, verlief sich in der Weitläufigkeit der Anlage schnell. Im Prinzip war es eine überschaubare Menschenmenge im Verhältnis zur Fläche. Dies schlug sich auch in den Fotos nieder, auf denen die Besucher nicht als störend empfunden werden.

So folgten wir unserem Guide, der schnurstracks auf den Taj Mahal zuhielt. Ich war währenddessen immer auf der Suche nach der besten Perspektive. Besonders die Wasserbecken, die auf der Achse vom Eingangsportal

zum Mausoleum angelegt wurden und in denen sich diese prachtvollen Gebäude aus weißem Marmor spiegelten, ließen tolle Fotografien zu. Die Düsen, aus denen seinerzeit Wasserfontänen aufstiegen, waren so wie ich es einschätze, bereits seit langem außer Funktion. Mir war zumindest kein einziges Foto bekannt, auf dem aus den zahllosen Düsen Wasser in die Höhe spritzte.

So gelangten wir an den Fuß der fünf Meter hohen quadratischen Plattform, auf der sich das Mausoleum nebst vier Minaretten und zwei Nebengebäuden befinden. Die Plattform nimmt eine Fläche von knapp einem Hektar ein und ist quadratisch und symmetrisch bebaut. Die Minarette sind leicht geneigt, weg von dem Hauptgebäude. Damit soll vermieden werden, dass diese durch ein Erdbeben auf den Prachtbau stürzen. Über eine stets bewachte Treppe erklommen wir die Plattform. Von hier waren die Pracht und die durchgängige Symmetrie der 18 Hektar großen Gartenanlage noch deutlicher zu erkennen. Unser Guide war ständig dabei, uns historische Hintergründe zu vermitteln, während uns die Eindrücke völlig ausreichten. All die Steinschnitzarbeiten, die wir bisher auf unserer Reise bewundern konnten, wurden hier in den Schatten gestellt. Die Exaktheit, in der die aus schwarzem Marmor gearbeiteten arabischen Schriftzeichen, welche Suren aus dem Koran wiedergeben, in die weißen Marmorplatten eingelassen waren, ohne dass auch nur ein Haar dazwischen passte, das war unglaublich. Wer die Schriftzeichen kennt, der weiß, dass es darin viele, sehr viele Schnörkel gibt. Ebenso wie bei den Blumenornamenten, die über den Tor-und Fensterbögen angeordnet sind. Hier kommen neben schwarzem Marmor auch farbige Steine zum Einsatz. Ähnlich wie beim Roten Fort treffen hier muslimische auf hinduistische Elemente, stehen gleichberechtigt nebeneinander und ergänzen sich in ihrer ausdrucksstarken Präsentation.

Diesmal mussten wir vor dem Betreten des Gebäudes nicht die Schuhe ausziehen, sondern wir erhielten Einwegüberzieher für unsere Schuhe. Unser Guide erkläre uns den Aufbau des Taj Mahal und wies auf die wichtigsten architektonischen Besonderheiten hin. Im Inneren des Mausoleums, welches wir nun betraten, war das Fotografieren streng untersagt. Solch ein Verbot gab es auch an anderen Stellen, jedoch ohne Beachtung zu finden. Hier im Grabmal von Mumtaz Mahal und ihrem Mann Großmogul Shah Jahan hielten sich die Besucher tatsächlich an diese Vorgabe. Bedächtig und ein wenig ehrfürchtig, mit sanftem Schritt und darauf bedacht, dass kein Laut die Stille unterbrach, wandelten die Besucher im Uhrzeigersinn um die Krypta mit den beiden Gräbern. In dem sonst immer lauten und hektischen Indien war dieser Ort so besonders, so magisch, so einzigartig. Vielleicht beherbergte der Taj Mahal tatsächlich den Geist der ewigen Liebe.

Nachdem wir das Mausoleum verlassen hatten, ließen wir uns auf der Plattform zwischen dem weißen Mausoleum und dem roten, ehemaligen Gästehaus für eine Pause nieder. Mit unserem Guide hatten wir uns für 18:00 Uhr im Laden seines Freundes verabredet und daher hatten wir noch Zeit für uns.

Von unserem Sitzplatz konnten wir die Menschen, aber auch die grünen Sittiche und flinken Streifenhörnchen beobachten. Langsam sank die Sonne in Richtung des Horizontes. Wir spazierten noch einen Moment abseits der Touristenwege zwischen den Bäumen des Gartens und genossen diese Zeit.

Pünktlich, wie mit unserem Guide ausgemacht, kamen wir bei dem Souvenirladen an. Den Versuchen des Ladeninhabers, uns noch etwas von seinen „einzigartigen" Souvenirs zu verkaufen, hielten wir stand, nahmen unser hier deponiertes Gepäck an uns und begaben uns zügig auf den Weg zu unserem kleinen, feinen Hotel. Bevor wir unsere Tour beendeten, dankten wir unserm Guide und ließen uns noch ein Lokal für das Diner empfehlen. Das „Molecule" wäre die angesagte Location zurzeit in Agra, da müssten wir hin, kam wie aus der Pistole geschossen.

Da bereits die Sonne untergegangen war, zogen wir uns für den Abend passend an und machten uns auf den Weg zum „Molecule". Vorher, so Heikes Wunsch, wäre ein Besuch in einem Bekleidungsladen noch einzuplanen. An der nächsten Straßenecke winkten wir einen Tuk-Tuk-Fahrer heran. Dabei achteten wir darauf, dass sein Gefährt elektrisch angetrieben wurde. Alle Versuche, ihm unser Fahrziel zu vermitteln, scheiterten kläglich. Schließlich rief er per Mobiltelefon seinen sprachgewandten und geschäftstüchtigen Bruder an. Mit ihm ging es dann zügig los.

Zunächst führte uns der nächste Weg zu einem Stoffhändler. Hier gab es reichlich Auswahl an Stoffen, Saris und anderen indischen Bekleidungsstücken. Ein Verkäufer kümmerte sich sofort um die Belange meiner Frau, während ich kulinarisch versorgt wurde. Kleine Häppchen, Tee und Kaltgetränke standen mir für mein leibliches Wohl zur Verfügung, sicher mit der Absicht, mich von den Shoppingaktivitäten meiner Frau abzulenken. Letztlich musste ich sogar Heike davon überzeugen, den ausgewählten Sari samt schickem Bolero zu erwerben. Zum Shopping in Indien gehören natürlich auch die abschließenden Preisverhandlungen. Viel günstiger wie gefordert war der Preis, den wir per Karte zahlten, aber wahrscheinlich noch viel teurer als ein Einheimischer dafür gezahlt hätte.

Anschließend steuerte das Bruderpaar mit dem Tuk-Tuk an ein vielstöckiges Hochhaus an. Bereits aus der Entfernung sahen wir dann auch die Leuchtreklame, die für das „Molecule" warb. Unser Abendessen war gesichert. Bereits der Aufzug, der auf uns wartete, ließ erahnen, dass der Tagesabschluss im „Molecule" der heutige Gegenpol zu den historischen Bauten in Agra werden würde. Das Restaurant war in allen Belangen hochmodern. Die gesamte Ausstattung stylisch und wundervoll aufeinander abgestimmt. Auf Videoleinwänden liefen

animierte Clips. Neben einer Bühne für Livebands stand ein amtlicher DJ-Platz. Von dort wurde auch an diesem Abend die Musik zugespielt.

Wir hatten uns für einen Platz in Außenbereich entschieden. Eine gekonnte Mischung aus romantischer Beleuchtung, angenehmem Ambiente, welches durch viele Pflanzen erzeugt wurde und topmodernen Stilelementen lockte uns nach draußen. Hier konnten wir die tolle Aussicht über die Stadt und den Eventbereich des Restaurants genießen. Interessant war ein aus Glas gefertigter Raum in einer achteckigen Struktur. Mit den aufgedruckten, verschiedenen chemischen Strukturformeln hätte dieser als ein Teil einer Raumfähre in einem Science-Fiction-Film vorkommen können.

Die Küche warb auf der Speisekarte mit dem Slogan „Ein Geschenk für die Gesundheit“. Wir benötigten die Übersetzung mittels iPhone, um die wesentlichen Zutaten zu den Gerichten zu erfahren. Unsere Wahl fiel auf Subz Jalfrezi mit Chicken und ein Gemüse-Chilly mit dem beliebten Paneer Frischkäse. Eine gute Wahl, wie sich zeigte. Abgerundet wurde das Ganze mit leckeren Cocktails.

So wie wir gekommen waren, ging es jetzt rasant mit dem Tuk-Tuk durch die dunklen Straßen der Stadt zurück zu unserem kleinen Hotel. Wieder ging ein erlebnisreicher Tag mit unglaublichen Eindrücken zu Ende.

Und wieder hieß es: Abreise in ein neues Abenteuer, ein Abenteuer abseits von Prunkbauten und urbaner Geschäftigkeit. Nach dem Frühstück stand bereits unser Fahrer mit einem weißen Toyota Mittelklassewagen bereit, um uns zu dem knapp 300 Kilometer entfernten Nationalpark Rhantambore zu bringen. Auf der sechsspurigen Ausfallstraße wurden wir durch ein riesiges Werbetransparent noch einmal an den vorangegangenen Abend erinnert: „The biggest & most Iconic Party Evolution Molecule“ stand in riesigen Lettern darauf. Auf den Straßen in Agra herrschte, ebenso wie auf den Fernstraßen, das übliche Getümmel. Die seltsamsten Fahrzeuge, alle massiv überladen, bunt angemalt und dazwischen Menschen auf Fahrrädern, zu Fuß, mit und ohne Karren und natürlich allerlei Getier.

Während meiner Vorbereitung für die Reise hatte ich über die Ruinen von Fathepur Sikri gelesen, eine Stadt, die während der Mogul-Ära zwischenzeitlich die Hauptstadt des Reiches war. Im Wesentlichen handelte es sich um ein Fort und eine Moschee. Unser Fahrer hatte bereits einen Abstecher dorthin eingeplant und so mussten wir diesen Zwischenstopp nicht aushandeln.

Der Touristenparkplatz war fast ausschließlich mit weißen Toyota Etios belegt, eben dieser Fahrzeugtyp, mit dem auch wir unterwegs waren. Offensichtlich ein Wagen, der bei den Reiseunternehmen in der Region sehr beliebt war. Zur Sicherheit fotografierte ich mit meinem Handy das Nummernschild unseres Wagens. Weiter ging die Fahrt zu dem Fort mit einem in die Jahre gekommenen Bus. An allen Masten der Straßenbeleuchtung hingen jeweils drei Trichterlautsprecher, aus denen Musik und

Durchsage krächzend durch das Tal hallten. Darunter unzählige Marktstände. Unbeeindruckt von diesem Basar, dafür umso mehr beeindruckt waren wir von dem auf einer Anhöhe errichteten Fort. Wir staunten mal wieder über die Mächtigkeit des Bauwerks, das zugleich auch kunstvoll aussah. Wie in Agra war die Festung aus rotem Sandstein erbaut. Im Inneren der Festungsmauern leuchtend grüner Rasen und prächtige Blumenrabatte. Von den Mauerkronen hatten wir einen Ausblick auf umliegende Ruinen. Fast wie aus einer anderen Zeit entsprungen zogen zwischen diesen alten Gemäuern Männer mit ihren Eseln. Die Lastentiere waren bepackt mit getrockneten Kuhfladen. Etwas weiter ruhte sich eine Gruppe von eben diesen Grautieren vom Tagwerk aus. Sittiche zeigten ihre Kletterkünste an den verzierten Kalksteinen und zogen in kreischenden Schwärmen über uns hinweg. Ohne Guide ließ sich die Besichtigung wesentlich entspannter bewältigen. Keine historischen Zahlen, keine Familienstammbäume, keine Geschichten aus dem Harem der Moguln und keine Freunde, die etwas zu verkaufen hatten.

Abseits des Touristenstroms gelangten wir zu den ehemaligen Ställen der Kampfelefanten. Massive, ebenfalls aus Sandstein gearbeitete Ösen dienten seinerzeit zum Anbinden der kräftigen Tiere. Allein die Menge dieser Halterungen, über 120 hatte ich gezählt, ließ erahnen, welch eine mächtige Streitkraft hier stationiert war.

Nach der Erkundung des Forts machten wir uns zu Fuß auf den Weg zur dazugehörigen Jami Masjid Moschee. Auf der Zufahrtsstraße spielten Kinder mit Fahrradreifen. Sie trieben das Rad mit einem Stock den Berg hinunter. Ein Streit entbrannte zwischen drei Knaben darum, wer mit dem Kinderfahrrad die nächste Runde drehen durfte, während junge Hunde ungestüm tobten. Genau da, wo die Kinder sich um das Fahrrad stritten, lag der Beginn einer beachtlich breiten, langen und extrem steilen Treppe. Auf dem Treppenbauwerk hatten es sich Besucher, Händler und Ziegen bequem gemacht. Sicher waren die Ziegen hier irgendwie heilig. Zumindest waren sich mit orangem Pigment bemalt und eine war sogar mit einem sehr passend angefertigten orangen Strickpulli bekleidet.

Vor dem 54 Meter hohen Eingangstor, das als das größte Portal Asiens gilt, musste man, wie es sich gehört, seines Schuhwerks zu entledigen. Neben islamischen Versen war in dem Torbogen auch eine christliche Inschrift angebracht. Damit dokumentierte der Großmogul Akbar I. seine Toleranz gegenüber allen Religionen. Im Gegensatz zu dem Fort mit seinen Palastanlagen war der Zugang zu der Moschee mit ihren zahllosen Nebengebäuden kostenlos. Aus diesem Grund wurden wir ständig von „staatlich geprüften und zugelassenen“ Guides belästigt. Einer lief uns fast eine halbe Stunde nach, erklärte ungefragt viele Details und hatte zum Schluss einen Bruder, der ganz tolle Steinschnitzarbeiten für uns bereit hielt. Mit diesem jungen Mann im Schlepptau ließen sich die reich verzierten Säulengänge, die filigransten Jali-Fenster und die anderen Schönheiten nicht genießen. Selbst beim Fotografieren war er zumeist im Bild.

Um noch einmal zu den Jali-Fenstern zu kommen: Unter Jali versteht man senkrechte Bauelemente mit einer durchbrochenen, gitterartigen Struktur. Hier in Fatehpur Sikri findet man zahlreiche Fenster, bei denen die dünnen Marmorplatten mit feinsten Strukturen durchstoßen sind. Ornamente aus dem Pflanzenreich ergeben so die filigranen Fenster.

Die einzigen Personen, die sich hier unaufdringlich verhielten, waren zwei Musiker, die inmitten des Hofes mit Harmonium und Tablas die Menschen unterhielten und einen Turban aufgestellt hatten. Wir drehten weiter unsere Runden, den „staatlich geprüften Guide“ immer mit dabei. Alle Ansagen meinerseits stießen auf taube Ohren. Vorbei an den Gräbern berühmter Herrscher,

Philosophen und Seher kamen wir an den Punkt, an dem unser Guide uns seinen Bruder präsentierte. Diese Situation hatte ich bereits befürchtet und so ließ ich mich auf kein Gespräch ein. Heike ließ sich jedoch zeigen, wie die kleinen Kunstwerke entstanden. Dementsprechend war es dann noch schwieriger, den Guide, seinen Bruder und dessen Freunde abzuwimmeln. Aber es gelang dann doch. Dann wurde es Zeit, zum Parkplatz zurückzukehren.

Unsere Schuhe hatten zum Glück den Besitzer noch nicht gewechselt. Diese Befürchtung hatten wir bei der Anzahl von Neppern und Schleppern, die hier zugange waren. Nun galt es, die zahllosen Treppenstufen hinunterzusteigen. Das war für mich als Gleitsichtbrillenträger und mit einer gewissen Höhenangst bei dieser Steigung der Treppe nicht ganz einfach. Zum Glück konnte ich mich auf die Ziege mit dem Strickpulli konzentrieren, das machte mir den Abstieg leichter.

Auf dem Rückweg erlebten wir, dass die Ziegen nicht immer so entspannt auf den Treppenstufen vor sich hin wiederkauten. Als wir von der Straße in einem asphaltieren Fußweg einbogen, sahen wir Menschen zur Seite springen. Die Ursache dafür kam dann auch zügig in unser Gesichtsfeld: ein aggressiver Ziegenbock. Wer oder was das Tier gereizt hatte, ließ sich nicht erkennen, jedenfalls zogen wir es vor, dem Bock aus dem Weg zu gehen. Wesentlich entspannter war eine Großfamilie von Streifenhörnchen, die sich mit den Früchten eines uns unbekannten Baumes ihre Hamsterbacken füllten. Auf der Fahrt mit einem der maroden Busse zurück zum Touristenparkplatz hatte ich die Ehre, auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, die technischen Einrichtungen rund um den Fahrer genauer zu inspizieren. So ziemlich alle beweglichen Teile waren nicht mehr in ihrer ursprünglichen Position verankert. Während vieles mit groben Schweißnähten brachial nachgearbeitet war, hatte man bei einigen Teilen einen weniger haltbaren Weg gewählt. Kabelbinder, Klebeband und Bindedraht taten scheinbar auch das, was man von ihnen erwartete, nämlich Schalter, Hebel und andere Bedienteile flexibel und trotzdem stabil an ihrer Position zu halten.

Von der Bushaltestelle bis zum Parkplatz war es noch ein kurzer Fußmarsch. Auf dem Fußweg wurden wir von einem Mann mittleren Alters in verschiedenen europäischen Sprachen begrüßt. Unserer Erwiderung in Deutsch folgte von ihm eine Aufzählung deutscher Städte, Namen von Bundesligamannschaften und einige deutschen Wortfetzen. So zog er unsere Aufmerksamkeit auf sich und es entstand ein nettes Gespräch. Dabei war er nicht ansatzweise aufdringlich. Wir folgten ihm mit einem guten Gefühl zu seinem Verkaufsstand. Auch hier herrschte eine angenehme Atmosphäre. Von seinen Mitarbeitern bekamen wir einige der grazil gefertigten Marmorerzeugnisse präsentiert. Wirklich schöne Exponate standen zur Auswahl. Aufgrund unserer Gepäckbegrenzungen wurde es dann nur ein kleiner Kerzenhalter für Teelichter aus durchstoßenem Marmor. Damit dieses kleine Kunstwerk unsere weitere Reise gut überstand und uns später in Buseck mit seinem warmen Licht an die Stimmung in den historischen Prachtbauten Indiens erinnerte, hatte ich das Verpacken mit Zeitungspapier selbst übernommen.

Am Parkplatz angekommen mussten wir feststellen, dass unser Fahrer sich wohl einen schattigen Platz gesucht hatte. Jedenfalls stand der Toyota nicht mehr an der Stelle, an der wir ausgestiegen waren. Dies war aufgrund der Sonneneinstrahlung unseres inzwischen fast im Zenit stehenden Zentralgestirns gut nachvollziehbar. Während wir mit dem iPhone in der Hand die Kennzeichen der weißen Toyotas abglichen, kam unser Fahrer winkend auf uns zu. Als wir dann in den Wagen stiegen, waren wir sehr froh, dass er das Fahrzeug mit offenen Türen im Schatten eines Baumes abgestellt hatte.

Vorbei an den noch immer krächzenden Trompetenlautsprecher setzten wir unsere Reise in Richtung Tigerreservat fort. Als nächstes stand das Bharatpur Bird Sancturay auf dem Plan. Dies ist ein Schutzgebiet für Vögel, genauer gesagt, hauptsächlich für Zugvögel, die hier ihre Rast bei ihren Wanderungen über den Himalaya machen. Am Eingang hatten wir die Wahl ohne Guide durch das Gebiet zu wandern, das gleiche mit einem Vogelexperten zu tun oder gar eine Fahrt mit einer Fahrrad-Rikscha zu buchen.

Die Möglichkeit, bequem auf gut angelegten Wegen durch das Schutzgebiet gefahren zu werden und das in der Kombination mit einem sachkundigen Rikscha-Fahrer, war für uns sehr verlockend. Ein großgewachsener Inder stand dann auch umgehend für die Exkursion mit seinem Gefährt bereit. Dass es nicht seine Rikscha wäre, erklärte er uns, nachdem er uns freundlich begrüßt hatte. Die Rikschas müssen die Fahrer tageweise mieten und darauf hoffen, dass sie ausreichend viele Fahrgäste an diesem Tag werben können. Für ihn waren wir heute die ersten zahlenden Touristen.

Auch wenn der Weg nur sehr sanft anstieg, hatte unser Fahrer trotz seiner athletischen Figur gut zu kämpfen. Ohne Schaltung und elektrische Unterstützung mit zwei ausgewachsenen Europäern auf der Sitzbank, war das gut nachvollziehbar. Bereits als er den ersten Piepmatz entdeckte und uns auf diesen hinwies, wurden wir von der Fachkunde unseres Fahrers überrascht. Neben den indischen und lateinischen Namen kannte er sogar einige der deutschen Bezeichnungen. Dies half uns jedoch auch nur bedingt, da uns diese Bezeichnungen oft nicht geläufig waren. Für Nicht-Ornithologen war es somit eine besondere Herausforderung, den Ausführungen unseres Fahrers zu folgen.

Keoladeo, wie der offizielle Name des Schutzgebietes ist, war ursprünglich das private Entenjagdrevier des Maharajas von Bharatpur. Hier überwinterten viele Wasservögel aus Afghanistan, Turkmenistan, China und Sibirien. Über 364 Vogelarten einschließlich des seltenen Nonnenkranichs wurden seither beobachtet. Das Naturschutzgebiet war von zahlreichen Gewässern durchzogen und bot dadurch auch ganzjährig vielen Vogelarten einen idealen Lebensraum. Aber auch Wasserbüffel nutzten die saftigen Feuchtwiesen zum Grasen. Auf den Wegen waren einige „Profis“ mit entsprechender Ausrüstung unterwegs. Mit Stativen und gewaltigen Ferngläsern ausgestattet, wurden

auch die entferntesten Vögel bestimmt. Wir beschränkten uns auf die grobe Klassifizierung. So unterteilten wir die am meisten gesehenen Tiere in folgende Gruppen: Eulen, Geier, Enten, Watvögel und Gänse. Etwas genauer kamen dabei die unterschiedlichen Reiher weg, hier waren unsere Kenntnisse aufgrund der Erfahrungen aus dem Chitwan-Nationalpark in Nepal hilfreich. Weiteres wasserliebendes Federgetier wie Kormorane, Löffler, Nimmersatt und Schwarzkopfibis konnten wir auch identifizieren.

Wie immer, wenn es auf Vogelbeobachtung ging, gehörten die Spezies aus der Familie der Eisvögel zu den Stars. Daher wurde auf jeden entdeckten Kingfisher sofort hingewiesen und die Rikscha so positioniert, dass ich gut fotografieren konnte. Nicht selten verließ ich die bequeme Sitzbank und pirschte mich näher an die Fotomodelle heran.

Nach und nach zog sich der Himmel zu. Die Wolken, die sich vor die Sonne drängten, wurden zusehends dunkler und ließen erahnen, dass wir den Weg zurück zum Eingang nicht trocken schaffen würden. Auch wenn unsere gebuchte Zeit bei weitem nicht abgelaufen war, baten wir unseren Rikscha-Fahrer, uns zügig zurückzubringen. Dies war ganz in seinem Sinne.

Schnell braute sich ein tropischer Regenschauer zusammen und so wurden wir auf den letzten Metern noch richtig nass. Im Toyota konnten wir etwas trocknen, während es draußen schüttete. Da es bereits weit nach Mittag war, steuerte unser Fahrer ein Restaurant an. Weil es immer noch wie aus Eimern schüttete, versuchte er, den Wagen so nah wie möglich am Eingang des Lokals zu parken. Leider blockierte ein Lieferwagen den Weg dorthin. Nach einem Hupkonzert, das gehört sicher zu den Schlüsselkompetenzen eines Fahrers in Indien, wurde umrangiert und wir gelangten auf kurzem Weg ins Gebäude. Wir hatten noch nicht Platz genommen, als sich der Tropenschauer in einen Hagelsturm verwandelte. Innerhalb weniger Minuten war die gesamte Landschaft zentimeterdick mit Hagelkörnern bedeckt. Dass dieses Wetterphänomen ein seltenes Ereignis in dieser Region war, erkannten wir daran, dass die Mitarbeiter, die gerade im Begriff waren, die Musikanlage für eine Feier aufzubauen, staunend an den Fenstern und Türen standen, um die Haufen an Eiskörnern, die sich im Hof angesammelt hatten, zu begutachten. Natürlich wurde das Schauspiel auch sofort mit Mobiltelefonen für die Zukunft und die Freunde in der Ferne aufgezeichnet. Während das Unwetter abzog und die Bediensteten wieder an ihre Arbeitsplätze zurückkehrten, hatten wir uns durch die Speisekarte gearbeitet. Nach dem exquisiten Dinner am Vortag, ging es heute wieder etwas zünftiger zu. Es gab Currys, scharf und gehaltvoll.

Die Fernstraßen, auf denen wir uns nun Richtung Südwesten bewegten, waren mautpflichtig. Die Zahlung des Entgeltes erfolgte in der Regel mittels der elektronischen Erfassung von RFID-Transpondern, die bei den Fahrzeugen an den Windschutzscheiben angebracht waren. Dromedare, Eselkarren und Ähnliches zahlen natürlich bar. Diese digitale Erfassung funktionierte bei unserem Fahrzeug leider nicht. So kam es fast bei jeder Mautstation zu Diskussionen mit dem dortigen Personal. Oft wurde versucht, mit einem Handscanner die Daten der Vignette zu erfassen, was jedoch auch nicht funktionierte. Letztlich musste unser Fahrer fast immer die Gebühren aus eigener Tasche zahlen. Dass er das nicht gut fand, entnahmen wir dem Ton, in dem er mit seinem Chef telefonierte.

Über die unterschiedlichsten Nutzungen der Autobahnen hatte ich bereits einiges geschrieben. Nun kam eine neue Gruppe hinzu. Dabei handelte es sich um eine Pilgergruppe, die kilometerlang auf dem Randstreifen zu Fuß unterwegs war. Fast jedes Mitglied trug eine rote Fahne mit sich, die hoch in den Himmel gehalten wurde. Verein-

zelte Wandermönche hatten wir schon einige getroffen, aber noch keine Gruppe von gläubigen Menschen beider Geschlechter und in unterschiedlichstem Alter. Unser Fahrer fand das ganz normal. Es würde sich um eine regionale Glaubensgemeinschaft handeln, die wohl zu einem ihnen wichtigen Tempel unterwegs wäre.

Auf der Fernstraße 21 gab es immer wieder Fahrzeuge zu bewundern. Es schien, als würden die Lastwagen einen Wettbewerb austragen, wer sein Fahrzeug am höchsten und breitesten beladen konnte. Ganz oben drauf saßen dann noch die Erntehelfer und grinsten breit vor Freunde, dass wir uns wunderten und sie nicht zu Fuß laufen mussten.

Offenbar war die Gegend reich an Marmor. Über zig Kilometer entlang der Fernstraße hatten Steinmetze Manufakturen errichtet. Die Produkte wurden entlang der Straße auf dem Seitenstreifen präsentiert. Neben Allerlei aus der Tierwelt, besonders gerne Tiger, gab es ganze Tempelchen im Angebot. Über den Werkstätten, die sich im Freien befanden, stiegen weiße Staubwolken auf. Von der traditionellen Bearbeitung des Marmors war man längst abgekommen, inzwischen kamen mit Druckluft betriebene Werkzeuge zum Einsatz. Das erzeugte natürlich einen unbeschreiblichen Lärm und eben auch die dichten Staubwolken.

Einige Kilometer abseits der Fernstraße erreichten wir den kleinen Ort Abhaneri, welcher wegen seiner Hauptattraktion, dem größten Stufenbrunnen Indiens, dem Chand Baori, berühmt ist. Für fünfhundert Rupien durften wir vorbei an den militärischen Wachen auf das Gelände dieses originellen Bauwerks. Hinter dem Wachhäuschen kamen wir zu tempelartigen Bauten, die laut Reiseführer noch größtenteils unverändert aus dem 8. Jahrhundert stammten. Daran anschließend befand sich die eigentliche Brunnenanlage. Diese wurde wohl während der Mogulzeit, also vor rund vierhundert Jahren, umfassend saniert. Wir standen am Rand dieser Treppenanlage, die aus über 3.500 Stufen besteht, und ließen das Spiel aus Licht und Schatten auf uns wirken. Zwanzig Meter unter uns und eben über diese Treppen erreichbar, leuchtete in hellem Grün das algige Wasser des Brunnens. Die ständige Wiederholung der Geometrie der Treppen auf dreizehn Ebenen spielte meiner Wahrnehmung so manchen Streich. Auch die dreidimensionalen Ausmaße der Anlage ließen es nicht zu, ein komplettes Foto zu machen. Auch wenn der Brunnen inzwischen nicht mehr genutzt wurde, so hatte er doch der Bevölkerung hier am Rande der Halbwüste Rajasthans über Jahrhunderte das Überleben gesichert. Zum Überleben des Wachpersonals wurde mindestens ein Schwein auf dem Gelände gehalten.

In direkter Nachbarschaft stand oder besser gesagt lag der aus der gleichen Zeit stammende hinduistische Harshat Mata Tempel. Seit dieser während der Eroberungskämpfe durch die muslimischen Truppen gänzlich geschleift wurde, lagen die meisten der kunstvoll verzierten Quader des Bauwerkes unsortiert auf der für den Tempel errichteten Plattform herum. Bei dem eher zusammengestückelt wirkenden Wiederaufbau des Tempels im 16./17. Jahrhundert, erhielten die Pfeilerhalle und ein weiteres Gebäude Kuppeldächer im späten Mogul-Stil. Die Verzierungen und religiösen Darstellungen erinnerten uns sehr stark an die Tempelarchitektur, die wir aus Nepal kannten.

Die Region zwischen Uttar Pradesh und Rajasthan war landwirtschaftlich geprägt und besaß keine urbane oder gar industrielle Infrastruktur. Die hiesigen Bauern hatten erkannt, dass man mit einem Nebenerwerb, nämlich durch den Verkauf von Souvenirs und eigenen Produkten, seine Haushaltskasse aufbessern konnte. Ihre Stände waren einfach gehalten und bei weitem nicht so professionell organisiert wie in den Städten, aber daher auch nicht aufdringlich.

Während eines kurzen Spaziergangs über die durch den Regenguss aufgeweichten Straßen, hatte ich die Möglichkeit, einen der hier verbreiteten Lastwagen aus der Nähe zu begutachten. Das Fahrzeug bestand aus einem simplen Fahrwerk, einem Sitz für den Fahrer, keinem Führerhaus, keinem Armaturenbrett - warum auch, es gab ja keine Armaturen - einem Motor mit zwei Zylindern und freistehendem Kühler, einem Tank, der anstatt auf eine Kraftstoffpumpe auf die Erdanziehungskraft setzte und zur Kraftübertragung ein Getriebe mit Schalthebel. Alle weiteren Auf- und Anbauten waren individuell, wahrscheinlich vom örtlichen Schreiner gebaut.

Auf Empfehlung unseres Fahrers machten wir einen letzten Stopp in der Nähe der Regionalstadt Dausa. Hier galt unser Augenmerk einem ganz besonders farbenfrohen Hindutempel. Zu Ehren von Krishna wurde der Tempel Giriraj Dharan Mandir gebaut. Dies war auch ohne Erklärung unseres Fahrers eindeutig zu erkennen. Im Giebel des Gebäudes saß Krishna auf einem Pferd, rechts und links von einem Elefanten eingerahmt und spielte Flöte. Bereits von außen war der Tempel durch die expressionistisch wirkende Verwendung von satten Farben weithin sichtbar. Im Inneren setzte sich dies fort. Szenen aus dem Leben des achten Avatar von Vishnu, eben von Krishna, waren in farbefrohen Gemälden dargestellt. Daneben gab es in drei Nischen Darstellungen mit reich geschmückten Figuren. Für heute war dies der letzte Tempel, denn vor uns lagen noch einige Kilometer Fahrstrecke.

Als ein Indiz, dass wir dem Nationalpark näher kamen, werteten wir, dass sich silbergraue Languren auf den Straßen und in angrenzenden Gärten herumtrieben. Endlich - lange nach Sonnenuntergang - erreichten wir das „Tiger Den Ressort“. Erschöpft von der langen Fahrt auf indischen Fernstraßen waren wir froh darüber, schnell einchecken und unser Häuschen beziehen zu können.

Im Reich der Tiger

Das Tiger Den Ressort bestand aus zahlreichen kleinen Häusern, in denen jeweils zwei Apartments untergebracht waren. Die Häuschen waren rund um einen Garten angeordnet. Auf der Kopfseite befand sich das Verwaltungsgebäude mit dem angeschlossenen Restaurant. Genau dort wurden wir bereits um Viertel nach sechs vom Personal erwartet. Noch sehr verschlafen nahmen wir unser Frühstück ein und hielten schon Ausschau nach dem Fahrzeug, mit dem wir auf die Morgenpirsch fahren sollten. Der erste offene Lastwagen kam und wir packten schnell unser Marschgepäck. Die Namen der Teilnehmer wurden ausgerufen, wir waren nicht dabei. Also nochmal zurück zum Frühstückstisch. Die Zeit verging und die angegebene Abfahrtszeit war bereits lange vorbei. Während Heike ganz entspannt noch einen Tee genoss, wurde ich zusehends ungeduldiger. Ein Jeep holte eine arabische Familie ab. Während wir für die Safari recht rustikal bekleidet und ausgestattet waren, hatte sich diese Familie für die Begegnung mit der Wildnis ziemlich schick gemacht. Die Damen hatten offensichtlich ihre gut bestückten Beauty Cases zum Einsatz gebracht, Vater und Sohn hingegen waren mit modernen Gadgets und einer futuristisch daherkommenden Kamera versehen. Aber sie konnten losziehen, während wir noch immer warteten.

Endlich kam er, der Eicher Lastwagen mit zwanzig Sitzplätzen auf der offenen Ladefläche. Angelehnt an den in Asien sehr verbreiteten Mitsubishi Canter, wird diese Fahrzeugklasse einfach als Canter bezeichnet. Von den verfügbaren Plätzen war ungefähr die Hälfte belegt, so dass wir es uns sehr bequem machen konnten. Wie bereits vermerkt, waren wir rustikal eingepackt. Dies erwies sich schon auf den ersten Metern als sehr hilfreich. Die ersten Sonnenstrahlen ließen noch auf sich warten, daher fehlte noch deren Kraft, die Kälte der Nacht zu vertreiben. Dazu kam der Fahrtwind, welcher uns ungehemmt um die Ohren pfiff. Dem Fahrer war bewusst, dass wir deutlich hinter dem Zeitplan lagen und diese Verspätung versuchte er mittels eines strammen Fahrstils auszugleichen. Über asphaltierte Straßen entlang eines Flusses, der sich tief in das bergige Gelände, dem östlichsten Ausleger des Aravalligebirges, gegraben hatte, näherten wir uns dem Eingang des Nationalparks. Das Gate lag unterhalb der Festung Ranthambore. Diese aus dem 10. Jahrhundert stammende Festungsanlage liegt auf einer etwa 200 m hohen felsigen Anhöhe und war von allen Seiten hin weit sichtbar. Das Fort von Ranthambore beeindruckte vor allem durch seine Lage auf und an den Flanken eines steilen Felsens. Mehrere hintereinander geschaltete, meist verwinkelt angelegte und Zinnen bekrönte Tore aus dem 13. bis 16. Jahrhundert sicherten den einzigen Zugangsweg ab, der schließlich bei den ehemaligen Palastgebäuden endete, die jedoch weitgehend zerstört waren. Trotz der imposanten Lage des Forts verzichteten wir auf den Besuch der Anlage und konzentrierten uns in diesen beiden Tagen, die wir hier verbrachten, auf die Tier- und Pflanzenwelt, die es in den 282 km² großen Nationalpark zu erleben galt.

Im Canter ging es vorbei an Ruinen aus der Mogulzeit und an mit Zinnen bewehrten Mauern. Durch eine Toranlage gelangten wir dann in die Sektion drei des geschützten Reservats. Bereits auf dem Weg dorthin wurden wir von Sittichen, Pfauen und Hanuman-Languren begrüßt. Für den Fall, dass wir tatsächlich eine der so seltenen gestreiften Großkatzen begegnen würden, hatten wir beide Kameras mitgenommen. Bereits nach fünfhundert Metern durch den hier verbreiteten Trockenwald erreichten wir eine unbewaldete Fläche von vielleicht vier Hektar. Hier hatten sich einige Safarifahrzeuge eingefunden und am Rande des Weges platziert. Die Teleobjektive der Touristen waren auf eine Gruppe von Büschen ausgerichtet, die sich

im Morgendämmerlicht vor dem Horizont abzeichneten. Es brauchte keine weiteren Erläuterungen des Guides, um zu erkennen, dass ein Tiger, tatsächlich ein freilebender Tiger, unter diesen Büschen lag. Er hatte wohl die letzte Nacht dort verbracht und machte sich für den Tag bereit. Dazu gehörte, dass er in aller Ruhe seine Tatzen ableckte. Langsam, ganz langsam erhob er sich, streckte sich, so wie wir es auch von unseren Stubentigern gewohnt sind und machte die ersten Schritte. Der Morgennebel lag noch in dünnen Schwaden über der Tallandschaft. So erschien die gesamte Szenerie im Grau der Morgendämmerung. Zum Fotografieren eigentlich zu weit weg und zu wenig Licht, trotzdem klickten alle Kameras. Der Bengal-Tiger und die Sonne meinten es gut mit uns. Vorsichtig, aber überaus selbstbewusst näherte sich die Raubkatze, während die Sonne ihre ersten Strahlen über den benachbarten Höhenzug schickte.

Das Reservat war bereits im Mogulzeitalter für seinen Tierreichtum bekannt und wurde später von dem Fürsten von Jaipur als Jagdgebiet genutzt. Sowohl aus dem 10. Jahrhundert, dem Bau der Festung, als auch in den folgenden Dynastien entstanden rund um die Festung weitere für das Land typische Gebäude. Heute sind deren Überbleibsel als Ruinen noch erhalten, zerfallen oder nur noch als Steinhaufen zu erahnen.

Auf seinem Morgenspaziergang setzte der Tiger seine mächtigen Tatzen auf die behauenen Steine, die zu der Mauer eines inzwischen verfallenen Tempels gehörten. Von dem etwas erhöhten Platz sondierte er die Lage, blickte in die Richtung der Safarifahrzeuge, scheinbar ohne wirklich Notiz von ihnen zu nehmen. Dabei strahlte er eine gewisse Arroganz aus. Aber das stand dem unangefochtenen Herrscher im hiesigen Tierreich wohl zu. Nur kurz verweilte das Tier bei der Tempelruine und lief dann gemächlich weiter auf die wartenden Touristen zu. Einige Fahrer rangierten, um eine bessere Aussicht für ihre Gäste zu ermöglichen. Auch die dadurch entstandene Unruhe beeindruckte das majestätische Tier nicht im Geringsten. Bis auf wenige Meter näherte er sich den Fahrzeugen, die gefüllt mit leckeren Touristen wohl als Beute nicht taugten. Er suchte sich einen Weg zwischen den Wagen hindurch, um auf der gegenüberliegenden Seite des Weges einen sonnigen Platz zu finden. Während der gesamten Zeit hatte ich die Raubkatze im Sucher der Kamera. Erst als sie sich an einem sonnigen Platz niedergelassen hatte, um sich von der Kühle der Nacht zu erholen, ließ meine Anspannung etwas nach. Mir war so, als hätte ich in den letzten Minuten völlig aufs Atmen verzichtet.

Hier, genau hier könnte sich damals die Geschichte von Kiplings Dschungelbuch abgespielt haben. Auf der Anhöhe die Ruinen der Festung, in denen die Affen lebten, Shir Khan auf leisen Sohlen auf der Suche nach Mogli und das in der schauderhaft schönen Atmosphäre der Morgendämmerung.

Wie ein Profimodell posierte unser Shir Khan unweit unseres Standorts. Er war so nah, dass ich bei Weitem die Brennweite meines Teleobjektives nicht ausnutzen musste. Jede Nuance der Fellzeichnung war gut zu erkennen, die langen, weißen Schnurrhaare ebenso wie jedes der schwarzen Fellhaare an der immer zuckenden Schwanzspitze. Dann zeigte er uns seine tödlichen Waffen. Strahlend weiß stachen sie vor der rosafarbenen Zunge hervor, die todbringenden Eckzähne des erbarmungslosen Jägers. Als er seinen Kopf in unsere Richtung drehte und uns mit seinen wachen Augen fixierte, kam bei uns schon der Gedanke auf, dass er als Ersatz für einen Sambarhirsch auch mit einem von uns zum Frühstück zufrieden wäre.

Angrenzend an die Fläche, auf der sich uns das morgendliche Schauspiel darbot, lag ein wunderbarer See. Am gegenüberliegenden Ufer sah man die Ruinen des herrschaftlichen Jagdhauses Jogi Mahal zwischen Palmen, auf einer kleinen Insel ein Pavillon und nicht weit von uns entfernt ein weiteres zerfallendes Gebäude. Im warmen Morgenlicht lud dieser See gewiss zu einem erfrischenden Bad ein. Aber die Anwesenheit von einigen trägen Krokodilen und einer Raubkatze, deren Vorliebe für Wasser bekannt ist, ließen jeden Gedanken an ein Bad ad absurdum führen. Während die meisten Blicke noch an dem sonnenden Tiger hingen, erlaubte ich mir zwischendurch auch mal ein paar Blicke umher.

Auf der rechten Seite bei den Ruinen tauchte, unbemerkt von den meisten Touristen, ein weiterer Tiger auf. Wie wir später von unserem Guide erfuhren, handelte es sich dabei um Shir Khans Schwester. Während sich dieser weiterhin entspannt sonnte, schlich sich seine Schwester geduckt und auf leisen Tatzen vorsichtig an. Um beide Tiger auf ein Foto zu bekommen, musste ich bei aller Anspannung die Kamera wechseln. Noch rechtzeitig, bevor die Schwester mit ihrer Pranke zuschlug, hatte ich die Kamera im Anschlag und konnte den Moment einfangen. Das Scheinkämpfchen endete recht schnell mit lautem Fauchen beider Geschwister. Danach wandten sich die beiden Bengal-Tiger ihrem Wellnessprogramm zu und sonnten sich nebeneinander, den Blicken der Touristen abgewandt. Man konnte förmlich deren Gedanken aufnehmen: „Sollen die Touristen doch unsere Rücken fotografieren, diese lästigen Paparazzi“.

Wir baten den Fahrer, unsere Tour fortzusetzten und verließen sehr zufrieden die Szene. Schon bei der Planung und lange vor unserem Reiseantritt bewegte mich die Frage, ob wir tatsächlich eine der seltenen Raubkatzen zu Gesicht bekommen würden. Die Aussagen in den sozialen Medien und den Werbetexten waren, was die Wahrscheinlichkeit einer Sichtung betraf, sehr widersprüchlich. Dass es nun auf Anhieb geklappt hatte, war für uns ein großes Glück.

Entspannt ging die Fahrt mit dem offenen Canter weiter. Vorbei an dem See und über staubige Pisten bergauf. Der Guide war immer aufmerksam auf der Suche nach Tigern, Leoparden, Hyänen oder Lippenbären. Er entdeckte jedoch hauptsächlich Störche, Ibise und Languren. In den Gewässern, an denen wir vorbei kamen, natürlich auch Krokodile. Große Familienverbände an Axishirschen grasten entspannt in den lichten Trockenwäldern. Der Weg führte uns auf den Grad der Gebirgskette. Von diesem Punkt konnten wir uns einen Eindruck verschaffen, wie weit sich das Tigerreservat ausdehnte. Wir erreichten nach einiger Fahrzeit einen weiteren See und kreuzten ohne bemerkenswerte Tiersichtungen längere Zeit durch die Sektion drei. Als es auf die Mittagszeit zuging, kehrten wir zu unserem Ausgangspunkt der Tigersafari zurück. Weder von den Tigern noch von denen mit Touristen gefüllten Fahrzeugen war etwas zu sehen. Die Krokodile jedoch lagen wie Stunden zuvor reglos am Ufer des Sees. Auf den letzten Metern vor dem Torhaus, durch welches wir auch gekommen waren, wies uns unser Guide auf mächtig

ausladende Bäume hin, deren „Stämme“ fast ausschließlich aus Luftwurzeln bestanden. Eben solche Luftwurzeln waren es auch, die sich wie die Tentakel eines Oktopusses um die Mauerreste der Ruinen legten und diese dadurch noch mystischer erscheinen ließen.

Zurück am Besucherparkplatz wunderte es uns nicht, dass es sich die Languren auf den von der Sonne erwärmten Autodächern bequem gemacht hatten. Diese Kulturfolger sind in der Lage, sich in kürzester Zeit an vom Menschen gemachte Veränderungen anzupassen. Nicht immer zu deren Freude. Anders bei den Mungos, einer hier vorkommenden Mangustenart, die als Schlangenjäger gerne in den Menschensiedlungen gesehen werden.

Pünktlich zur Siesta erreichten wir unser Hotel. Bevor wir uns jedoch zur Ruhe legten, wartete das Mittagessen auf uns, das wir auf der Veranda des Restaurants einnahmen. Während wir die Köstlichkeiten genossen, kamen zwei ganz junge schwarze Hunde zu uns getrollt. Wie wir erfuhren, gehörte der Wurf zu dem Hausmeister der Anlage. Im Gegensatz zu den am Morgen gesichteten Tigern, durften wir mit den tapsigen Welpen in engeren Kontakt treten. Putzige Kerlchen mit riesigen Füßen und großen dunklen Knopfaugen. Ich dachte mir nur: „Gut, dass man keine lebenden Souvenirs aus Indien ausführen darf.“

Die Temperaturen waren inzwischen mehr als angenehm, so dass sich unser Schlafdefizit der vergangenen Nächte wunderbar auf den Liegen vor unserem Häuschen reduzieren ließ. Daneben hatten wir Zeit, bevor die nächste Safari startete, erste Blicke auf die Tigerfotos vom frühen Morgen zu werfen. Für den Nachmittag stand ein Game Ride mit einem Jeep auf dem Programm. Der Jeep war ein Bolero, ein in Indien ungeheuer beliebter Geländewagen des Mahindra Konzerns. Pünktlich zum Abholtermin kam dieser Jeep, besetzt mit einem Fahrer, einem Guide und einem Touristenpärchen auf den Hof des Hotels gefahren. Wir belegten mit unserem Gepäck die mittlere Sitzreihe. Wobei sich unser Gepäck auf den Fotorucksack und Trinkwasserflaschen beschränkte. Auf der Fahrt zum Reservat wurde uns erklärt, dass die Sektion, in die wir jeweils fahren durften, täglich ausgelost wurde. Für diesen Nachmittag fiel das Los auf die Sektion 1.

Bei der Zufahrtstraße zu dem Reservat stand für diesen Nachmittag eine Sanierung der Fahrbahndecke an. Dazu wurde heißer Asphalt von dem Anhänger eines Traktors auf die zahlreichen Schadstellen geschaufelt und dann mittels einer betagten Walze verdichtet. Langsam und mit gegebener Vorsicht querten wir die Baustelle. Noch vor dem Eingangstor, welches wir am Morgen durchfuhren, führte der Weg zu der uns zugeteilten Sektion von dieser Straße ab. Auf den Felsen, die sich neben unserem Weg in die Höhe reckten, thronte die Festung. Um uns herum lichter Trockenwald. Die Suche nach Tieren gestaltete sich deutlich schwieriger als am frühen Morgen. Es gab um diese Uhrzeit hauptsächlich Vögel zu bewundern. Die Sichtung von Pfauen wurde oft von unserem Guide gemeldet,

jedoch waren diese exotischen Vögel so häufig anzutreffen, dass wir darin keine Besonderheit mehr sahen und die Fotoapparate nur noch mit wenig Elan ausrichteten. Während der Pirschfahrt mit dem Mahindra Bolero begegneten wir natürlich auch weiteren Fahrzeugen mit Touristen auf der Suche nach Tigern. Darunter eine Schulklasse auf einem Eicher Lastwagen. Wo wir am frühen Morgen mit weiteren zehn Personen Platz gefunden hatten, mussten über fünfzig Kinder bei dem Schulausflug unterkommen. Zwischendurch kamen wir mit unseren Mitfahrern ins Gespräch. Es handelte sich um ein Paar aus Neuseeland, die wie wir eine Reise durch Indien machten.

Sobald wir mit dem Jeep anhielten, tauchten besonders freche Vögel auf und bezogen umgehend Platz auf den verschiedenen Anbauteilen des Wagens. Völlig ohne Scheu beäugten sie alles, was sie womöglich gebrauchen konnten. Der deutsche Name dieser Tiere ist Wanderbaumeister, wie ich später recherchierte. Die zu den Rabenvögeln gehörende Gattung ließ sich ohne Probleme mit der Hand füttern, was dann auch geschah. Eine weitere zutrauliche Vogelart, die oft anzutreffen war, waren die jungle bubbler, die Dschungelschwätzer. Aufgrund der Tatsache, dass diese geselligen Tiere zumeist in einer Gruppe von sieben Individuen durch Nordindien streiften, wurden sie auch gerne als „Die sieben Schwestern“ oder je nach Region als „Die sieben Brüder“ bezeichnet. Tatsächlich bestätigten die von mir durchgeführten Zählungen diese Angabe.

Neben den verschiedenen Vogelarten begegneten wir immer wieder den uns Menschen so ähnlichen Hanuman-Languren. Mit den für die Gattung typischen Überaugenwülste und den nach unten zeigenden Mundwinkeln haben sie jedoch einen sehr ernsten und traurigen Gesichtsausdruck. Wie bei vielen Primaten verfügen diese über ein sehr ausgeprägtes Sozialverhalten. Dies ließ sich sehr gut beobachten, während wir einen Stopp

einlegten. Die Jüngsten wurden von ihren Müttern und Tanten behütet, während die Jugendlichen ihre Stellung in der Gruppe übten. Die gegenseitige Fellpflege spielte innerhalb der Gruppe eine wichtige Rolle und förderte die Sozialbindung.

Laut und deutlich war zu vernehmen, dass Spechte aktiv waren. Wir hielten direkt in der Nähe der Schallquelle. Schnell wurde Mister Woodpecker entdeckt, der fleißig bei der Arbeit war. Mit seinem bunten Gefieder erinnerte er sehr stark an die bei uns in Deutschland beheimateten Buntspechte, war aber deutlich größer. Die Recherche zuhause ergab, dass es sich um Goldschulterspechte handelte. In direkter Nachbarschaft lugte verschlafen eine Eule aus ihrer Baumhöhle. Sie war offensichtlich von der geräuschintensiven handwerklichen Betätigung ihres Nachbarn nicht erfreut.

Zwischen den Hügelketten öffnete sich eine weitläufige, mit Wasser überflutete Ebene. Am Rande dieses flachen Gewässers hielt unser Fahrer. Dieser Platz war mit Bedacht gewählt, denn von hier konnten wir das gesamte Gelände und die gegenüberliegenden Hänge gut überblicken. Sollte ein Tiger hier in diesem Gebiet auf der Jagd sein, hätten wir ihn hoffentlich entdeckt. Von Raubkatzen war jedoch keine Spur. Dafür boten einige mit stattlichen Geweihen bewaffnete Sambarhirsche eine besondere Kulisse. Die mächtigen Hirschbullen standen fast bis zur Schulter im Wasser und genossen die darin wachsenden Pflanzen. Für diese Tiere annähernd paradiesische Zustände. Leckere frische Kost und dazu angenehme Kühle im Naturpool. Diese Aussichten lockten weitere Sambarhirsche und Sambarkühe an, die von den Hügeln herab kamen. Selbst die Aussicht auf eine gut zu erbeutende Mahlzeit lockte an diesem Nachmittag keinen Tiger her.

Unser Guide erhielt von dem Fahrer eines uns entgegenkommenden Jeeps den Hinweis auf eine Bärensichtung. Entsprechend der Angaben wurde unser Jeep in diese Richtung gelenkt. Trotzdem dauerte es noch einige Zeit und etliche Richtungsänderungen, bis wir fündig wurden. Wahrscheinlich handelte es sich gar nicht um das von dem anderen Jeep gesichtete Tier. Denn wir erlebten, wie zwei Lippenbären miteinander tobten. Ob es sich dabei um Geschwister oder ein Liebespaar handelte, ließ sich nicht feststellen. Für mich bestand die Schwierigkeit, dass die Schwarzpelze aufgrund ihres strubbeligen Fells und der Geschwindigkeit ihrer Bewegungen kaum scharf ins Bild zu bekommen waren. Auf den meisten Fotos erkannte man daher nur einen schwarzen Wollknäul, aus dem ab und an eine Tatze oder eine Nase ragte. Die Lippenbären trugen, ähnlich wie Kragenbären, ein v-förmiges weißes Muster im Fell ihrer Brust. Ebenso wie bei den Tigern am Morgen, nahmen die zotteligen Tiere kaum Kenntnis von uns in dem Jeep. So tollten die beiden eine ganz Zeit im Wald entlang unseres Fahrwegs, bevor sie sich von uns zusehends entfernten. Somit hatten wir nun auch die Verwandten von Balu kennengelernt.

Nun galt es, den Heimweg anzutreten. Bevor wir jedoch zum Dinner durften, mussten wir noch das neuseeländische Paar zu dessen Hotel bringen. Auf dem Weg dorthin kamen wir an Gewächshäusern und Plantagen vorbei. Daran prangten Schilder, auf denen der hier betriebene biologische Anbau von Früchten angepriesen wurde. Organic Farming stellt inzwischen auch in Indien einen wichtigen Sektor in der Landwirtschaft dar. Die traditionelle Tierhaltung mit Hirten und freilaufenden Tieren wird natürlich auch hoch gehalten. So begegneten uns Ziegenherden und Ochsen mit enormen Fetthöckern. Vorbei an zwei für die kommenden Feiertage mit kunstvollen Rasuren und Bemalungen verzierten Dromedare, erreichten wir unsere Unterkunft. Während und nach dem Abendessen konnten wir noch immer nicht fassen, dass wir sowohl Shir Khan, als auch Balu und die ganze Affenbande getroffen hatten.

Nach dem ersten ereignisreichen Tag im Ranthambore Nationalpark begann unser zweiter Tag mit einer Email unseres Reisebüros, die über Nacht eingegangen war. Die Lufthansa hatte unseren Rückflug ohne Angabe von Gründen gestrichen. Vincent Geisert, der Inhaber des Reisebüros in Buseck, hatte bereits ermittelt, dass der entsprechende Flug am Folgetag weiterhin im Angebot der Lufthansa wäre und er entsprechend umbuchen würde. Darüber hinaus bot er uns an, eine Übernachtung in Chennai vom 17. auf den 18. März zu organisieren. Diesem Vorschlag stimmten wir zu. Einen Tag Aufenthalt in Madras, wie die Stadt noch bis vor einigen Jahren hieß, würden wir durchaus mitnehmen.

Heute besuchten wir mit dem offenen Lastwagen die Sektion fünf, nachdem wir weitere Touristen an Bord genommen hatten. Da wir als erste den Wagen besteigen durften, saßen wir zu zweit auf der hintersten Sitzbank. Platz hatten wir ausreichend, jedoch erforderten die holprigen Pisten, über die wir uns bewegten, auf diesen Sitzplätzen besonders viel Kraft, um nicht über Bord zu gehen.

Die morgendliche Sektion bestand überwiegend aus offenen, unbewaldeten Hügeln. Ebenso eintönig wie die Vegetation fiel auch die Fauna aus. An einem See lagen wie üblich die Krokodile gelangweilt in der Sonne. Selbst die Vogelwelt zeigte sich nicht in der sonst üblichen Vielfalt. Immerhin entdeckten wir einen weißen Falken, der sich im Nachhinein als Steppenweihe entpuppte. Einfacher mit der Artbestimmung war es bei den Rauchschwalben, die wir ebenfalls hier antrafen.

Lediglich zwei Säugetierarten bekamen wir an diesem Morgen vor die Kamera. Zuerst entdeckten wir einen Räuber, der geduckt durch das trockene Gras lief. Dabei handelte es sich um einen Schakal, genauer gesagt einen Goldschakal. Von der Statur ähnelt er einem Wolf, ist kleiner, aber deutlich größer als der bei uns heimische Rotfuchs. Der Goldschakal ist auch in Europa heimisch. Der Balkan war bereits historisch von dieser Art besiedelt. Inzwischen ist er auch in Österreich weit verbreitet und wandert langsam nach Deutschland ein. Er jagt gerne Kleinsäuger und verdingt sich als Aasfresser.

Eine Rotte indischer Wildschweine querte später unseren Weg. Die hiesige Unterart zeichnet sich durch einen ausgeprägten Haarkamm auf dem Rücken aus und die Tiere, die wir hier antrafen, waren von der Färbung eher rötlich. Zielstrebig rannten die erwachsenen Sauen und Keiler voraus und die Frischlinge folgten mit geringem Abstand. Die kurzen Beinchen des Nachwuchses hatten dabei einiges zu tun, gerade wenn es sprichwörtlich über Stock und Stein ging.

Auch für uns ging es mit dem Canter weiter über Stock und Stein. Frei nach James Bond waren wir, als der Safari-Lastwagen auf den Hof des Hotels fuhr, eher geschüttelt als gerührt. Das Glück der Tiger- und Bärensichtungen am Vortag wurde uns heute - nach der fast erfolglosen Pirschfahrt - umso mehr bewusst.

Am Nachmittag waren wir wieder mit einem indischen Geländewagen unterwegs. Mit uns im Wagen war eine ältere Dame mit ihrer Enkelin. Im Gespräch erfuhren wir, dass sie aus Mumbai angereist waren und dies wohl regelmäßig tun. Die junge Frau studierte im Bereich Ökologie und beide waren, das konnten wir dem Gespräch entnehmen, sehr an der Flora und Fauna des Nationalparks interessiert.

Zu unserer Verwunderung lenkte unser Fahrer den Jeep nicht in Richtung des Haupteingangs des Schutzgebietes, sondern entgegengesetzt direkt in die Regionalstadt Sawai Madhopur.

Auf dieser Fahrt erlebten wir wieder einige besondere Impressionen einer indischen Stadt. Dazu gehörte, dass ein völlig nackter Sadhu ungeniert vor uns auf der Hauptverkehrsstraße pilgerte. Abseits irgendwelcher Heiligtümer hatten wir das so nicht erwartet. Es sei ein Naga Babas aus einem besonderen hinduistischen Orden. Ihnen sei jegliche Bekleidung untersagt, klärte uns unser Guide auf.

Am Rande der viel befahrenen Straße lagerte eine Textilfabrik die hier gefertigten Stoffdecken. Zwischen den Stapeln aus bunter Baumwolle lagen einige heilige Kühe, die in aller Entspanntheit wiederkäuten, was auch immer sie am Morgen zu sich genommen hatten. Um in das Zentrum zu gelangen, durchquerten wir eines der Stadttore. Eine sehr gemischte Bausubstanz erwartete uns. Es standen kunstvolle Mauern und Gebäude, sicher aus der Gründungszeit, neben schlichten Backsteinhäusern und grauen, schmucklosen Betonbauten. Wie in großen Teilen Asiens üblich, gab es Verkaufsstände vor den Häusern. Im Marktgetümmel, zwischen den Beinen der Menschen, suchten Schweine, deren Aussehen nicht eindeutig auf Haus- oder Wildschwein hindeuteten, nach Fressbarem. Eine große weiße Moschee mit zwei Minaretten überragte alle Häuser der Stadt und stach wie ein Fremdkörper aus der unsortierten Ansammlung von Gebäuden hervor. Parallel zu der Straße, auf der wir in Richtung Süden unterwegs waren, verlief ein fast trockengefallener Fluss. Natürlich diente er - wie so oft - als offener Abwasserkanal. Da wir mit einem offenen Wagen unterwegs waren, trennte uns keine Karosserie, keine Scheibe von den üblen Gerüchen, die von der Kloake ausgingen.

Genau über diesen stinkenden Fluss führte eine Brücke. Auf beiden Seiten davor stauten sich die Fahrzeuge. Der Grund für diese Verkehrsbehinderung war schnell auszumachen. Gerade an der engsten Stelle der Hauptstraße, eben auf dieser Brücke, hatten es sich drei Kühe bequem gemacht. Weder Hupen noch wildes Gestikulieren änderte etwas an der Sachlage und so mussten sich die Fahrzeugführer einigen, wer als nächstes die jeweils andere Uferseite erreichen konnte. Aber das Verkehrschaos hatte weitere Gründe. So wurde ein ausladendes, wuchtiges Polstersofa auf einem Handkarren durch die Stadt gezogen. Anderswo stand ein Hochzeitswagen, aus Holz gefertigt mit polierten und daher weithin spiegelnden Messingapplikationen, ungünstig geparkt im Verkehrsraum.

Das alles interessierte die Kinder nicht, die spielend am Rand der hupend und stinkend durch die Stadt ziehenden Verkehrskolonnen saßen und uns fröhlich zuwinkten. Nachdem wir die Hauptverkehrsstraße verlassen hatten, kam uns ganz entspannt und ganz alleine ein Dromedar entgegen. Wenn man in einem offenen Jeep unterwegs ist und ein solches Tier einen von oben herab ansieht, hat das schon eine gewisse Wirkung. Sawai Modhopur verließen wir auf der gegenüberliegenden Stadtseite. Auf den Gipfeln der umliegenden, felsigen Hügel waren kleine Gebetshäuser errichtet, die für die Gläubigen über lange, extrem steile Treppen erreichbar waren.

Wir erreichten nach einiger Zeit den südlichen Zugang zum Reservat. Hier gab es eine Wildhüterstation, an der die üblichen Formalitäten von unserem Guide für uns erledigt wurden. Das schlichte Gebäude war mit Gemälden eines Lippenbären und eines Luchs verziert. Im breiten Flur prangte ein Tigerkopf auf der weiß getünchten Wand. Neben dem Eingang hing eine Tafel mit den Besuchszeiten, je nach Jahreszeit und den Eintrittskosten und gegliedert nach Wagengröße.

Auf dem Grat der Hügelketten verlief ebenfalls, wie beim Fort Ranthambore, eine kilometerlange und mit Zinnen gekrönte Mauer. Wir fuhren durch ein historisches Tor in die Sektion sechs ein. Auch innerhalb der Mauern spielte

sich öffentliches Leben ab. So wurde an diesem Tag an einer Moschee ein Fest zelebriert. Dies kann durchaus als Beweis dafür gewertet werden, dass ein gedeihliches Zusammenleben von Menschen und Tigern mit Einschränkungen möglich ist. Allerdings kommt es in diesem Bereich durch die Nähe zu menschlichen Siedlungen mehr oder weniger regelmäßig zu Übergriffen auf Haustiere.

Die Landschaft dieser Zone unterschied sich stark von den bisher von uns besuchten. Das Gebiet wird von weiten, offenen Wiesen mit riesigen Bergen im Hintergrund dominiert. Dazwischen kleinere Flächen mit Bäumen und Büschen, die als Rückzugsgebiet für die Tierwelt dienten.

Aus den Erzählungen der indischen Großmutter und ihrer Enkelin erfuhren wir, dass sie einiges über die Tiger, die hier in Ranthambore lebten, wussten. Von einigen kannten sie die Verwandtschaftsverhältnisse oder die Geschichten, die sich um die jeweiligen Tiere rankten. So beispielsweise um den „Menschenfresser“ T-24, genannt Ustad, der inzwischen sein Leben in Freiheit gegen ein Leben hinter Gittern in einem Zoo eintauschen musste. Ihm wurde vorgeworfen, vier Bauern getötet zu haben.

Wie bereits am Morgen zeigten sich auch jetzt keine Wildkatzen. Dafür war es der Nachmittag der Antilopen. Unser Guide entdeckte bereits nach kurzer Zeit eine der sehr scheuen indischen Gazellen. Direkt im Dickicht neben dem Fahrweg hatte sie sich versteckt. Vom gesamten Aussehen hatte sie eine frappierende Ähnlichkeit mit den Impalas, die wir auf früheren Reisen ins südliche Afrika zu Hunderten beobachten konnten. Die Chinkaras, wie die indischen Garzellen genannt werden, treten jedoch selten in größeren Gruppen auf. In diesem Fall handelte es sich um ein Einzeltier oder vielleicht hatte sich der Rest der Familie entfernter in den Büschen versteckt. Im Gegensatz zu den Tierarten, die sich an Touristen und Fahrzeuge gewöhnt hatten, suchte die kleine Gazelle das Weite, nachdem sie uns wahrgenommen hatte.

Zwischendurch trafen wir immer wieder auf Verbände von Axishirschen, die sich in der Anwesenheit von Menschen deutlich sicherer vor ihrem Fressfeind, dem Tiger, fühlen. Über Jahrhunderte hat sich diese Anpassung über die Erfahrung entwickelt, dass Tiger üblicherweise dem Menschen aus dem Weg gehen. Womöglich ist das inzwischen für dieses Reservat eine Fehleinschätzung.

Bei der nächsten Sichtung handelte es sich um eine mächtige Antilopenart. Unser Guide hatte eine männliche Nilgauantilope ausgemacht. So ein Bluebull, wie die Rasse im Englischen genannt wird, bringt es locker auf dreihundert Kilogramm. Von deren Fellfärbung, silbergrau mit bläulichem Stich, wurde die englische Bezeichnung der Tiere abgeleitet. Hingegen geht die Hindi-Bezeichnung Nilgau, - auf Deutsch „blaue Kuh“ - auf die Annahme der Hindus zurück, dass diese große Antilopenart in direkter Verwandtschaft mit den heiligen Kühen stehe. Solang dieser Glaube vorherrschte, wurden die Nilgauantilopen nicht bejagt, was sich später änderte. Inzwischen schwindet deren Lebensraum und die Population nimmt zunehmend ab. So waren wir über diese Begegnung froh.

Als nächstes galt unser Augenmerk einem Mungo. Dieser Schlangenjäger flüchtete zu seinem Erdbau. Von dort behielt er uns kritisch mit seinen roten Augen im Visier. Wahrscheinlich war es sein Anliegen, seinen Nachwuchs zu beschützen. Verschiedene Vogelarten brachten bunte Farbtupfer in die beige-graue Landschaft. Bee-eater und Kingfisher gehörten zu den auffälligsten ihrer Art. Dass wir uns nicht weit abseits der modernen Zivilisation befanden, zeigte uns eine Hochspannungsüberlandleitung, die das Reservat durchzog.

Wir kreuzten mit unserem Jeep quer durch das uns zugewiesene Areal und kamen dabei mehrfach über eine kleine Brücke, die über einen schmalen Bach führte. Bereits bei der ersten Überquerung fiel mir ein kleiner zitronengelber Vogel auf, der im Uferschlamm mit nickenden Bewegungen Insekten aufpickte. Statur und Verhalten erinnerten mich an die bei uns an Bächen weit verbreiteten Bachstelzen, die Farbgebung eher an einen Wellensittich. So oft wir auch vorbeikamen, und das war nicht selten, war diese Stelze vor Ort. Selbst als wir in unmittelbarer Nähe eine längere Pause einlegten, pickte die Wiesenschafsstelze ohne Unterlass mit ihren zackigen Bewegungen weiter. Zweimal picken, im Umfeld nach Feinden schauen, wieder zweimal picken und das über mindestens eine Stunde. Bemerkenswert!

Letztlich bekamen wir auch noch das weibliche Gegenstück des Nilgaubullen zu Gesicht. Abseits von Bäumen und Büschen, aber auch recht weit von uns entfernt, auf einer kahlen Bergkuppe stand eine weibliche Nilgauantilope. Aufgrund deren Fells, welches von hellbraun bis ins Gelbe verlief, dachte ich zuerst an eine Sambarhirschkuh. Aber Körperbau und Kopfform waren eindeutig und auch unser Guide bestätigte es. Tatsächlich unterscheiden sich beide Geschlechter extrem von der Färbung. Die Dame war gerade mit der Fellpflege beschäftigt. Ich dachte, dass sie sich vielleicht auf ein Date mit dem blaugrauen Bullen vorbereitete.

Nach zwei Stunden verließen wir das Reservat wieder durch das Tor, durch das wir gekommen waren. Zügig ging es zurück durch die Stadt und zum Hotel der beiden Inderinnen. Das Gebäude war im kolonialen Stil neu erbaut, mit Anlehnungen an die Steinschnitzkunst der Mogulzeit, und strahlte einen gewissen Hauch von Luxus aus. Auf höfliche, indische Art verabschiedeten wir uns mit einem „Namaste“.

Nachdem wir unser Dinner eingenommen hatten, war der Erwerb einer Outdoor-Weste für mich mit aufgesticktem Tigerkopf die letzte Aktivität des Tages. Zu einer dazu passenden Basecap konnte ich mich darüber hinaus nicht hinreißen lassen.

Inzwischen hatte ich bei Facebook vermerkt, dass unser Rückflug von der Lufthansa abgesagt wurde. Dies war dem Lokalredakteur der Gießener Allgemeinen, Jonas Wissner, nicht entgangen und so kam es zu einem kurzen Interview per digitalen Medien über die Kontinente hinweg.

Jaipur, Stadt der Maharaschas

Mit den Speicherkarten voller Tierfotos und dem guten Gefühl, den Tigern, diesen so eindrucksvollen, majestätischen und anmutigen Raubkatzen in der freien Wildbahn so nahe gekommen zu sein, verließen wir unser luxuriöses Apartment im „Tiger Den Resort“. Noch einmal führte unsere Fahrt entlang des Reservats und dessen historischen Grenzmauern. Vor uns lag Jaipur, die pinke Stadt, die Hauptstadt des indischen Bundesstaates Rajasthan. Um den besonderen Charme dieser Stadt bereits an diesem Tag erleben zu können, waren wir schon in aller Frühe aufgebrochen. Unser Fahrer erklärte uns, dass es ab sofort Einschränkungen für Touristen geben würde. So erfuhren wir, dass eine italienische Reisegruppe den Corona-Virus nach Indien eingeschleppt hätte.

Auf der Fernstraße waren vermehrt Karren unterwegs, die von Dromedaren gezogen wurden. Die Nähe zur Wüste Thar, die sich über große Gebiete von Rajasthan bis nach Pakistan hinzog, machte sich damit bemerkbar. Überladene Transporter - und der Begriff „überladen“ hatte nichts, rein gar nichts mit der europäischen Vorstellung von überladen zu tun - schlichen über die Piste. Für schnellere Lieferungen waren Mopeds im Einsatz. Wobei auch da „überladen“ die Maßgabe für ein florierendes Transportgewerbe war. Als Spitzenreiter galt für uns ein Mopedfahrer, der zehn riesige Kunststofffässer auf sein Zweirad geschnallt hatte. Platz zwei belegte ein Mopedfahrer mit seinem Sozius, die zwischen sich eine gewaltige Disco-Lautsprecherbox auf der Sitzbank balancierten.

Dass der ständig rollende Fernverkehr mit all seinen Nebenwirkungen die Anwohner der durch den Highway durchschnittenen Dörfer belastete, die sich zumindest gegen die Raser wehrten, konnten wir an einer einseitigen Straßensperre ausmachen. Mittels mehrerer, mit Sand gefüllten Fässern wurde der Verkehr abgebremst. Diese Art der Verkehrsberuhigung führte allerdings auch zu akrobatischen Fahreinlagen einiger Fahrzeugführer.

Wie bereits auf der Fahrt Richtung Nationalpark pausierten wir wieder bei dem Schnellrestaurant mit Verkaufsraum. Auch diesmal erhoffte sich unser Fahrer ein kleines Zubrot durch eine Provision für den Fall, dass wir hier etwas erwerben würden. Leider hatte ich mich bereits im Hotel mit einer Weste eingedeckt. Das identische Exemplar zierte auch hier die Auslage. Womöglich hätte ich sie hier mit etwas Handelsgeschick günstiger erwerben können. Das ist der Nachteil, wenn die Preisbildung ausschließlich in Verhandlungen erfolgt und man nie weiß oder erahnen kann, was tatsächlich eine Ware wert ist.

Durch ein prachtvolles „pinkes“ Tor, ich würde es jedoch eher ockergelb bis orange nennen, fuhren wir nach Jaipur ein. Zu diesem Zeitpunkt war völlig unklar, was wir in Jaipur unternehmen konnten. Aus den Informationen, die unser Fahrer in mehreren Telefonaten mit der Agentur in Jaipur erhielt, ließ sich erahnen, dass es massive Einschränkungen für Touristen geben sollte. So wurde uns vermittelt, dass wir wegen der Corona-Epidemie unser Hotels nicht verlassen dürften. Auch die englischsprachigen Presseagenturen aus Indien vermeldeten diese für die nächsten Tage vorgesehenen Ausgangssperren. Das konnte ich per Mobiltelefon im Internet nachlesen. Die Beantwortung einer sofort versendeten Anfrage ans deutsche Konsulat enthielt keine hilfreichen Informationen. Sie würden prüfen, war die Kurzform der juristisch korrekt verfassten Stellungnahme. Fest stand zu diesem Zeitpunkt, dass alle touristischen Veranstaltungen per Dekret kurzfristig abgesagt wurden. Darunter fiel auch, zu unserer Enttäuschung, das Elephantfestival. Das Holifestival war jedoch ein religiöser Festtag und fiel daher nicht unter die Regelung, so zumindest zu diesem Zeitpunkt unsere Interpretation. Hunderttausende, nein eher Millionen Inder wollten am nächsten Tag das Holifestival in Jaipur feiern und hatten sich in den letzten Tagen dafür vorbereitet. Eine Absage hätte zu massiven Ausschreitungen geführt. Zumal im März 2020 das Infektionsgeschehen in Indien noch mehr als übersichtlich war.

Bereits am Telefon und erst recht als wir in Jaipur ankamen, hatte ich heftige Auseinandersetzung mit dem für diesen Part zuständigen Reiseveranstalter. Da uns keinerlei schriftliche Anweisungen von offizieller Seite vorlagen, dass wir das Hotel nicht verlassen dürften, entschieden wir uns, gegebenenfalls diesen und den folgenden Tag auf eigene Faust zu gestalten. Letztlich gab der Chef der Agentur zumindest für den heutigen Tag nach und stellte uns einen Guide vor. Als dessen Chef gegangen war, entspannte sich die Situation deutlich. Nett und verständnisvoll ging er auf unsere Wünsche ein. Anil Sharma, so stellte er sich bei uns vor, war bis dahin der kommunikativste der bisherigen Guides und das meine ich im positiven Sinn. Er überreichte uns seine Visitenkarte, auf der auch seine Mobiltelefonnummer abgedruckt war, für den Fall, dass wir während unseres Aufenthaltes in Indien noch seine Hilfe benötigen würden.

Er riet uns, das Stadtschloss City Palace, noch bevor es für die Privatfeier des Rajas geschlossen würde, zu besuchen. Da es bereits kurz vor 11:00 Uhr war, machten wir uns umgehend auf den Weg dorthin. Die Fahrt führte uns vorbei an dem wohl bekanntesten Gebäude Jaipurs, dem Palast der Winde, dem Hawa Mahal. Dieses würden wir noch im Laufe des Tages besuchen, versicherte uns Anil.

Durch zwei reich verzierte Tore gelangten wir in den inneren Bereich des Quartiers. Unser Guide führte uns zunächst in das Baradari, ein Lokal in den Nebengebäuden, die zum Palast gehörten. Hier konnten wir uns stärken und den weiteren Tagesablauf in aller Ruhe besprechen. Dieses Restaurant war für uns wirklich eine Oase der Stille und Ruhe inmitten einer hektischen Metropole. Mit modernen Möbeln ausgestattet und einladenden Sanitäranlagen lag das Baradari direkt neben dem von der königlichen Familie bewohnten Teil des Palastes.

Zu der königlichen Familie gäbe es viel zu erzählen. Auch wenn die Fürstenordnung bereits vor etlichen Jahrzehnten in Indien aufgehoben wurde, werden die Rajas nach wie vor verehrt. Die unmittelbaren Mitglieder der königlichen Familie bestehen aus dem schneidigen Maharaja Padmanabh Singh, seiner Mutter, Prinzessin Diya Kumari und den Geschwistern des Maharadschas, Prinzessin Gauravi Kumari und Lakshya Raj Singh. Maharaja Padamanbh, zu diesem Zeitpunkt gerade einmal 21 Jahre alt, der von seinem Großvater, dem verstorbenen Bhawani Singh, adoptiert wurde, kontrollierte ein Vermögen, dessen Wert auf rund sechshundert Millionen Euro geschätzt wird. Das Gesamtvermögen der adligen Familie beläuft sich laut der internationalen Finanzpresse auf rund 2,5 Milliarden Euro. Damit gehörte der adlige Clan zu den reichsten Familien Indiens.

Die einzige Tochter des letzten offiziellen Maharaja, Diya Kumari, war damit beschäftigt, das riesige Immobilienportfolio der Familie zu führen. Zu diesen Aufgaben gehörte die Betreuung des Stadtpalastes in Jaipur, des Forts vor der Stadt, sowie einer Sommerresidenz namens Jaipur House. Daneben war sie auch politisch aktiv und saß für die regierende Partei im indischen Parlament. Die Familie nennt den 300 Jahre alten Stadtpalast ihr Zuhause, obwohl er normalerweise auch für die Öffentlichkeit zugänglich war. Eine der Einschränkungen war die private Feier zum Holifestival, die gerade vorbereitet wurde.

Wie sehr Padamanbh trotz aller historischen Verbundenheit in der aktuellen Zeit lebte, erkannte man daran, dass er im November 2019 der erste königliche Gastgeber bei Airbnb wurde. So kann man am königlichen Leben teilhaben, wenn man über die Vermietplattform die Gudliya Suite im Stadtpalast von Jaipur für 7.774 US-Dollar pro Nacht mietete. Der Erlös davon geht an die Diya Kumari Foundation, die lokale Frauenprojekte und Handwerker unterstützt.

Recht schnell hatten wir uns darauf geeinigt, dass wir eine kurze Führung durch den City Palast machen und danach das größte Observatorium der Welt besuchen wollten. Unserem Wunsch, nach geschmückten Elefanten Ausschau zu halten, würden wir dann später nachkommen. Wir erhielten noch einige Informationen zu den Rajas. Anil erklärte uns, dass die beiden über dem Palast wehenden Fahnen für Indien und für das Fürstentum Jaipur anzeigten, dass die Familie zuhause weilte.

Als wir das Lokal verließen und auf den Platz vor dem Palast traten, waren bereits unzählige Menschen damit beschäftigt, die Gebäude und den Innenhof zu schmücken. Zahllose safranfarbene und gelbe Blütenketten hingen an den Säulen der großen Halle. In den gleichen hellen Farben wurden Blumengestecke arrangiert. Die große Halle wartete bereits an normalen Tagen mit ihren vielen Kronleuchtern auf. Die geschliffenen Lüstern dieser prunkvollen Beleuchtungselemente bewegten sich im Rhythmus der lauen Luftstöße und erfüllten den darunter liegenden Raum mit sanften Klängen. Anil wies uns noch auf zwei Krüge aus reinem Silber hin. Diese beiden Wassergefäße seien am Stück gefertigt und damit die größten ihrer Art auf der Welt. Die Gefäße sind über 1,5 Meter hoch und haben einen maximalen Umfang von 4,52 Metern. Zusammen haben sie ein Fassungsvermögen von etwa 4.100 Litern. Kaum vorstellbar, dass Madho Singh II. im Jahr 1902 damit nach England reiste, um der Krönungszeremonie von König Edward VII. beizuwohnen. Extra für die Reise ließ er die Riesen-Krüge anfertigen und mit Gangeswasser füllen, da er großes Misstrauen gegen das westliche Wasser hegte.

Über dem weitläufigen Platz waren Aberhunderte von Fähnchen an Schnüren in den Farben von Jaipur gespannt. Rundum wurden Messinggestelle aufgestellt, die vorwiegend aus vertikalen Stäben bestanden, die im Abstand von 20 cm angeordnet waren. Daran hingen auf verschie-

denen Höhen Gläschen mit Teelichtern. Dies wurde jedoch noch davon getoppt, dass Helfer damit beschäftigt waren, auf der gesamten Hoffläche ebensolche Teelichter in exakt ausgerichteten Reihen aufzustellen.

Vor dem goldenen Tor zum Palast, dessen Portal aus Marmor gefertigt und mit Pfauenornamenten verziert war, standen Wachen in traditionellen Uniformen. Darüber einer der zahlreichen Balkone, von denen die königliche Familie den gesamten Platz überblicken konnte. Vielleicht genossen auch die Gäste diesen Ausblick, die sich per AirBnB im Palast eingemietet hatten. Vor einem weiteren Portal - ebenfalls bewacht - entdeckten wir die beiden Elefanten, die 1931 zur Feier der Geburt des damaligen Thronfolgers jeweils aus einem Marmorblock gefertigt worden waren. In einem etwas abgelegenen Gang lagen Wagenladungen von roten Blumen und warteten darauf, verarbeitet zu werden. Die schmucken Pferdewagen aus den Beständen des Museums wurden am Rande des Hofes präsentabel aufgereiht und Korbsessel sowie Polsterstühle für die Ehrengäste angeliefert. Lange rätselten wir noch, wofür eine runde, aus Sand aufgeschüttete und akkurat geglättete Fläche dienen würde. Bestimmt war es der Grundstock für weitere Dekorationen.

Wir verließen den Hof des Palastes kurz bevor die Ordnungskräfte begannen, den Bereich von Besuchern zu räumen und begaben uns auf den Weg zum Observatorium Jantar Mantar, das sich in unmittelbarer Nachbarschaft befand. Trotz der räumlichen Nähe des Observatoriums, war es dann doch ein längerer Fußmarsch unter den Laubengängen, in denen sich durchgängig Läden befanden. Im touristisch geprägten Zentrum der Stadt waren die Auslagen der Geschäfte natürlich auf die Interessen der Besucher abgestimmt. Es gab sehr viele Artikel zu kaufen, die mit dem Abbild des „Palasts der Winde“ verziert waren.

Das Observatorium Jantar Mantar und fünf weitere in diesem Machtbereich wurden durch Sawai Maharaja Jai Singh II erbaut. Der Ehrentitel Sawai wurde in Indien seit dem 17. Jahrhundert an hochrangige oder besondere Personen vergeben. Er stammte aus der Sanskrit-Sprache und bedeutete wortwörtlich so viel wie „eineinviertel“ und bezeichnete folglich Personen, die über ein Viertel mehr an Stärke, Tapferkeit oder Intelligenz verfügten als der Durchschnitt. Anil erklärte den Begriff „eineinviertel“ bestimmt fünfmal, bevor wir es auch nur ansatzweise verstanden hatten.

Das Observatorium, das weltweit das größte seiner Art ist, beherbergt vierzehn nach astronomischen Gesichtspunkten entworfene Bauwerke. Diese dienten unter anderem der Messung der Zeit, der Voraussage von Eklipsen, der Beobachtung der Planetenbahnen, der Bestimmung von astronomischer Höhe und Deklination. Das Observatorium zog in den Jahren nach seiner Errichtung Naturkundler aus aller Welt an. Das größte Bauwerk ist das Samrat Jantar, eine Sonnenuhr mit einer Höhe von 27 m, die die Zeit auf etwa zwei Sekunden genau anzeigt. Davon konnten wir uns bei unserem Rundgang durch die weitläufige Anlage überzeugen. Bei jedem der überdimensionierten Instrumente versuchten wir, dessen Funktion zu erkennen, mussten aber zugegebenermaßen mehrfach die Unterstützung aus dem Internet zur Hilfe nehmen. Unglaublich, wie damals vor 300 Jahren die Verläufe der Gestirne beobachtet, aufgezeichnet und in den weißen Marmor eingearbeitet worden waren.

Jai Singh II erkannte bereits früh den Wert von Bildung und förderte daher den Sanskrit-Unterricht in seinem Reich. In den Jahren nach 1719 gelangte er zu der Überzeugung, dass mathematische und astronomische Kenntnisse für sein Volk wichtig wären und beauftragte seine Architekten mit den Planungen für die später nach ihm benannte Stadt Jaipur. Ein geradlinig verlaufendes Straßennetz und eine einheitliche Farbe der Bauten wurden auf seinen Wunsch umgesetzt und wirken bis in die Gegenwart.

Das berühmteste Wahrzeichen von Jaipur ist der sich nach oben verjüngende Hawa Mahal, der Palast der Winde. Er wurde 1799 von Maharadscha Sawaj Pratap Singh erbaut. Die auffällige Konstruktion diente den zahlreichen Damen des Hofes, die sich nicht unter das einfache Volk begeben durften, als Beobachtungsposten vor allem bei den beliebten Prozessionen. So sah, hörte und roch man alles von der Straße, konnte aber aufgrund der abdunkelnden Bauweise von außen nicht bemerkt werden. Die Fassade zur Straße zeigte 953 kleine, kunstvoll gestaltete und vergitterte Fenster. Ihren Namen erhielt das Gebäude wegen der raffinierten Luftzirkulation, die stets eine frische Brise durch die Räume ziehen ließ. Um dieses Wahrzeichen zu betreten, mussten wir uns in eine Warteschlange auf der Rückseite einreihen. Anil verschwand kurz, um uns danach aus der Warteschlange herauszubitten und mit ihm ein „Abkürzung“ zu nehmen. So gelangten wir in den Innenhof, von dem aus der fünfstöckige Palast der Haremsdamen über mehrere Rampen erschlossen war. Zu unserem Erstaunen hat das rund fünfzehn Meter hohe Bauwerk aus rotem und rosa Sandstein nur eine Raumtiefe von rund acht Metern. Hinter den unteren Etagen befanden sich auf zwei Ebenen Innenhöfe. Auf Treppen hatte man beim Bau damals gänzlich verzichtet.

Mit jeder Etage, die wir weiter nach oben kamen, wurde es voller. Der Zutritt zum obersten Stockwerk wurde von bewaffneten Soldaten geregelt. Neben der ausgefallenen Architektur waren es die Blicke durch die kleinen Fensterchen auf die belebte Straße vor dem Hawa Mahal, die uns zum Verweilen einluden. Durch das Spiel von Licht, welches durch die teilweise mit buntem Glas verschlossenen Maueröffnungen eintrat, und Schatten ergab sich eine ganz besondere Stimmung in den Räumen. Es ließ sich gut nachvollziehen, dass sich die Haremsdamen seinerzeit hier wohlgefühlt hatten.

Auf der obersten Etage trafen wir zwei deutsche Mädchen, die im Rahmen eines sozialen Jahres in Indien weilten. So erfuhren wir, dass sie in einer Schule auf dem Land eingesetzt waren. Wir tauschten uns kurz über den jeweiligen Wissensstand zu den coronabedingten Einschränkungen aus. Mussten aber feststellen, dass es keinerlei gesicherte Informationen gab. Zwischenzeitlich hatten Heike und ich uns im Labyrinth der zahlreichen Räume und Verbindungsgänge aus den Augen verloren. Dank der vielen Fenster konnte ich Heike auf einer der Innenhöfe entdecken.

Unser Guide Anil hatte zwischenzeitlich versucht, Informationen zum Elephantfestival zu erhalten, aber auch er konnte uns zu diesem Thema nicht weiterhelfen. So beschlossen wir, gemeinsam einen Ausflug zum Elefantendorf zu unternehmen. Womöglich gab es dort Hinweise auf die Vorbereitung des Festivals. Auf dem Weg zu dem besagten Elefantendorf mussten wir die Innenstadt von Jaipur in Richtung des Forts Amber verlassen. Als die dichte Bebauung wich, tauchte auf der östlichen Straßenseite ein Schloss mitten in einem See auf. Dabei handelte es sich um einen weiteren Palast der Maharaja-Familie. Wie wir erfuhren, war es einst das Jagdschloss der Familie. Die exponierte Lage mitten in dem Gewässer kam nicht von ungefähr, der See wurde dafür künstlich angelegt. Diese Location war, neben einem Wasserschloss in Udaipur, für die Verfilmung des James Bond Thrillers „Octopussy“ genutzt worden und diente auch uns für einige Aufnahmen.

Im Umfeld des Ufers standen Dromedare für einen Ritt durch die Stadt bereit. Die Wüstenschiffe waren mit allerlei Decken für einen bequemen Sitz der Touristen bestückt und boten jeweils zwei Personen Platz. Daneben gab es auch das Angebot, mittels Pferdedroschke die Stadt zu erkunden. Nach einer kurzen Pause am See, der vielen Zugvögeln zur Zwischenrast diente, ging es weiter zu den Elefanten. Als wir einen Pass überquerten, lag auf der gegenüberliegenden Seite des Maotha Sees das Fort Amber in exponierter Lage. Am Rand der Straße gab es einen Parkplatz, von dem aus wir die Möglichkeit zum Fotografieren nutzten.

In dem Dorf, in das wir nun kamen, lebten viele der Mahouds, die mit ihren Elefanten täglich die Touristen auf das Fort Amber brachten. Daher stammte der Begriff Elefantendorf. Anil besuchte mit uns eine große Wiese, auf der vier Elefanten standen. Bei einem der Tiere standen Mitglieder einer japanischen Familie und waren dabei, den Dickhäuter mit leuchtenden Farben anzumalen. Vom Inhaber der Elefanten wurden wir zu einem Getränk und einem interessanten Gespräch eingeladen. Dabei ging es um die Haltungsbedingungen der Arbeitselefanten, deren Einsatz am Fort Amber und den inzwischen festgelegten Arbeits- und Ruhezeiten. Wir erfuhren, dass die Belastungen auf die Hüften der Elefanten durch das ständige Bergauflaufen mit der zusätzlichen Last von vier gut genährten Touristen auf dem Rücken, den Tieren gesundheitlich sehr zusetzten. Hinzu kamen die Strapazen während der Mittagshitze. Daher gab es die Begrenzung der Arbeitszeit bis elf Uhr. Wir nutzten die Gelegenheit, uns den Rüsseltieren zu nähern, sie zu streicheln und zu fotografieren. Das Ganze mit einer gewissen Vorsicht.

Als wir die Elefanten verließen, wurden bereits in den Straßen Reisige aufgehäuft und mit allerlei Gaben behängt. Frauen, in feine Stoffe gekleidet, lieferten auf silbernen Tabletts weitere Opfergaben, so dass zum Sonnenunter-

gang alles für die Feierlichkeiten bereit war. Anil erklärte, dass an diesem Abend und am folgenden Tag die Familien zuhause den Beginn des Frühlings feiern würden. Bis zum Entzünden der Reisighaufen empfahl uns Anil, eine Stoffdruckerei zu besuchen. Es wäre eine der wenigen, in der noch die Handwerkskunst des historischen Stoffdruckes betrieben würde.

Tatsächlich kamen in der kleinen Manufaktur keine modernen Maschinen zum Einsatz. Mit Metall- oder Holzstempeln wurden hier die Naturfarben auf den angeblich ökologisch erzeugten Stoff aufgebracht. Dabei handelte es sich um die typischen Motive, die wir mit Indien verbinden: Elefanten, Pfauen und vieles aus der Blumen- und Pflanzenwelt.

Heike stempelte unter Anleitung des Chefs des Betriebes einen Elefanten mit Reitern in drei Durchgängen in drei Farben auf ein Baumwollläppchen. Dieses wurde zum Trocknen aufgehängt, genauer gesagt, nass wie es war, an eine Holzwand geklatscht, wo es hängen blieb. Als nächstes wurden wir in das dazugehörige Ladengeschäft geführt. In großen Lettern stand über dem Eingang „Ganesham Textiles and Handicraft“. Gleich zwei Verkäufer kümmerten sich um unsere Wünsche. Wünsche, von denen wir bis dahin noch gar nichts wussten. Mit geschultem Blick hatten sie passende Tuniken für Heike aus den Stapeln von Kleidern gezogen. Auf Schaufensterpuppen wurden die schönsten Exemplare präsentiert. Für die Herren gab es Kleidung aus farbiger Seide mit vielen Applikationen, dazu passende Kopfbedeckungen, Turbane aus rotem Samt, mit Gold durchwebten Bändern und mit Edelsteinen verziert. „Das Richtige für einen mittelhessischen Bürgermeister“, sagte Heike scherzhaft. Stoffe in Ballen, aus Seide oder Baumwolle, vielleicht auch der eine oder andere mit synthetischer Beimischung, lagen in großen Mengen bereit. Wandteppiche mit Szenen aus den Moghuldynastien oder der Kolonialzeit hingen dekorativ an den Wänden. Heike hatte nach einiger Zeit einen wunderbaren Stoff gefunden und auch eine Tunika, die ihr wie angegossen passte. Die Verkäufer versuchten nun, in den Bergen an fertigen Kleidern genau die Kombination zu finden, die Heike sich wünschte. Fast, ja nur fast war es ihnen gelungen, aber das gefundene Exemplar hatte doch eine Abweichung im Muster des Stoffs. Wer nun denkt, das wäre das Ende des Einkaufsbummels, der irrte. So einfach entkamen wir nicht den Bemühungen der Verkäufer, zu denen immer mal wieder deren Chef stieß und mit seinem Charme spielte. Es wäre kein Problem, exakt das Modell mit dem ausgewählten Stoff bis zum Folgetag in unser Hotel zu liefern. Vor der Kaufentscheidung stand jetzt nur noch die Preisverhandlung. Von 8.000 Rupien handelten wir die Maßanfertigung auf 4.300 Rupien hinunter. Für rund fünfzig Euro würden wir das Meisterwerk ins Hotel geliefert bekommen. Die Mastercard sorgte für einen raschen Abschluss der Verhandlungen. Alle Versuche des Chefs, mir noch den Turban, den ich mir so genau angesehen hatte, zu verkaufen, scheiterten jedoch. Nun mussten flinke indische Hände aus der Seide das Unikat für Heike nähen. Gespannt waren wir, ob der Besitzer die Zusage, dass dieses elegante Kleidungsstück im Laufe des nächsten Tages, unserem letzten Tag in Jaipur, bei der Rezeption unseres Hotels ankäme, einhalten werden würde.

Nach dem Abschluss dieses Deals holte ich noch schnell das inzwischen getrocknete Stoffläppchen, auf das Heike den Elefanten gestempelt hatte, aus der Werkstatt. Die Sonne war längst untergegangen und in den Straßen wurden die ersten Feuer entzündet. Ähnlich wie auch auf anderen Kontinenten galt es, mit dem Feuer die bösen Geister des Winters zu vertreiben. Hier in Indien wurde darin die Dämonin Holika verbrannt. Bei einer solchen Feuerstelle, mitten auf einer Verkehrskreuzung, erhielten wir die Möglichkeit, näher an die Opferstätte heranzutreten und uns zwischen die tanzenden Menschen zu mischen. Anschließend gab es noch einen kurzen Abstecher zu dem bunt illuminierten Albert Hall Museum. Das gesamte, einem Palast ähnlichen Gebäude war mit LED-Strahlern beleuchtet. Synchron wechselten die Farben aller Strahler. Imposant, kitschig oder einfach nach dem Geschmack der Inder. Immer etwas bunter, etwas verspielter, etwas mehr Bollywood, dachte ich, während ich eifrig fotografierte.

In unserem Hotel „Dera Rawatsar“ erwartete uns eine umfangreiche Speisekarte, von der wir lokale Spezialitäten auswählten, was sich als eine gute Entscheidung erwies. Nachdem wir gesättigt waren, unternahmen wir noch einen kurzen abendlichen Spaziergang rund um unseren Häuserblock. Wir wollten zum einen noch einige Schritte machen und zum anderen noch notwendige Einkäufe vor dem morgigen Feiertag tätigen. Nach einigen Anläufen fanden wir eine Art Drogerie, in der wir mit viel Zeichensprache die gewünschten Artikel käuflich erwerben konnten. Die Feuer waren inzwischen heruntergebrannt. An den Straßenecken loderten nur noch rot-gelb glimmende Glutnester und die Straßen waren wie leer gefegt. Lediglich eine offensichtlich obdachlose Mutter mit ihrem vorlauten Sohn war dabei, sich ein Nachlager herzurichten. Am Busbahnhof warteten einige Fahrgäste auf ihre Fahrt aus Jaipur hin zu ihren Familien, so unsere Annahme. Die Stadt war in dieser Nacht so still, wie wir nie zuvor eine Stadt in Indien erlebt hatten.

Das Holifestival

Nachdem wir am Vorabend den ersten Teil des Holi-Festivals in den Straßen von Jaipur miterleben durften, stand für heute der farbenfrohe Tag dieser zweitägigen Feierlichkeit an. Da zu erwarten war, dass wir mit viel Farbpulver in Berührung kommen würden, ließ ich meine Vollformatkamera im Hotelzimmer. Für die kleinere und ältere Pentax K5 bastelte ich mir aus einer Socke einen Schutz für das Objektiv. Im Prinzip waren zwar beide Kameragehäuse wasser- und staubdicht, aber den Ausfall einer Kamera wollte ich auf keinen Fall riskieren.

Beim Frühstück, zu dem bereits fast alle Gäste in weißen Hemden und Shirts erschienen, wurden alle nochmals darauf hingewiesen, dass die Regionalregierung gebeten bzw. befohlen hatte, dass die Gäste die Hotels nicht verlassen. Die Hotelbetreiber waren angewiesen, in den Unterkünften Holi-Festivals zu organisieren. Tatsächlich startete direkt nach dem Frühstück die Party im Garten des Hotels. Musik erschallte durch das gesamte Areal. Im Gras sitzend spielten die Musiker auf einem Harmonium und verschiedenen Schlaginstrumenten. Mit einer Tröte wurden musikalische Akzente gesetzt. Die Gäste wurden animiert, zu der für uns gewöhnungsbedürftigen, aber sehr rhythmusbetonten Musik zu tanzen. Ein junger Angestellter lieferte für das optimale Holi-Feeling Farbpulver in Gelb, Orange und Pink. Die anfängliche Scheu, sich gegenseitig mit dem Pulver zu bewerfen, wich recht schnell. Genauso schnell wich das reine Weiß der Klamotten bunten Klecksen. Haare und Gesicht blieben von den Farbattacken nicht verschont. Während die Frauen sich intensiv dem Tanzvergnügen hingaben, verhielten sich die Männer deutlich zurückhaltender. Einige hatten ihre Fotoapparate zum Schutz in einfache Plastiktüten gepackt und kämpften nun damit, die Geräte zu bedienen. Die optischen Ergebnisse werden sicher auch nicht den Erwartungen entsprechen, dachte ich mir.

Inzwischen hatte sich der Garten gut gefüllt. Auch aus der Nachbarschaft kamen Touristen hinzu. Der Kapellmeister trötete mit seiner Shehnai, einem einer Oboe ähnelnden Blasinstrument, virtuos und reihte währenddessen die tanzenden Touristen hinter sich zu einer Polonaise. Die Menschenschlange wand sich vom Vorgarten durch das Restaurant, quer durch das gesamte Gelände, um dann wieder zu den restlichen Musikern zu stoßen. Einer der Gäste, ein Engländer, stand die gesamte Zeit staunend und verwundert am Rande des Geschehens. Ich gehe davon aus, dass ihm bei seiner Reiseplanung nicht bewusst war, dass an diesem Tag ganz Indien eine Art Fasching feierte.

Auf der Nebenstraße, an der unser Hotel lag, feierten immer mehr Gäste der naheliegenden Hotels. Dazwischen Inder aus dem Viertel und Mitarbeitende der Restaurants und Unterkünfte. Wir jedoch wollten weiter zu der historischen Stätte, an der die Tradition des Holi-Festivals seinen Höhepunkt in Jaipur entfaltete, dem Govind Devji Temple. Von der Rezeption aus wurde uns ein Taxi gerufen. Der Mitarbeiter wünschte uns viel Spaß und mahnte, die Kamera nicht so offen zu tragen.

Obwohl wir bereits bei der Bestellung des Taxis unser Ziel genannt hatten, mussten wir während der Fahrt Verhandlungen mit dem Taxifahrer führen. Kurz nachdem wir losgefahren waren, bemerkte ich, dass er eine falsche Richtung eingeschlagen hatte. Erst tat der Fahrer so, als ob er mich nicht verstehen würde. Dann begründete er seine Fahrtroute damit, dass er uns lieber zu einem besseren Holi-Festival bringen möchte. Erst als wir ihm drohten, an der nächsten Kreuzung sein Taxi zu verlassen, schwenkte er ein und änderte die Route in Richtung Zentrum. Aufgrund dieses Vorgehens fühlten wir uns zum ersten Mal auf dieser Reise unsicher. Mit dem Navi des iPhones verfolgte ich jeden Meter unserer Fahrt.

Überall in den Straßen standen Verkaufsstände, bei denen die Farbpulver zu Bergen aufgetürmt waren. In Tüten abgefüllt, wechselten die Pigmente ihren Besitzer. Jeder, also absolut jeder, der sich im Zentrum von Jaipur aufhielt, war bis zu diesem Zeitpunkt in irgendeiner Weise eingefärbt. Das Haar, die Haut und natürlich auch die gesamte Bekleidung leuchteten in grellen Farben. Gruppen von Gläubigen zogen singend und tanzend durch die Straßen mit dem Ziel, den Govind Devji Tempel zu erreichen. Nachdem unser Taxi einige Straßenecken von dem Tempel entfernt anhielt, reihten wir uns in die Menschenmengen ein, die auf dem Weg zum Tempel waren.

Heike war ein begehrtes Opfer, denn ihre weißen Haare eigneten sich exzellent zum Einfärben. So bunt bemalt wurde auch gerne einmal von den Indern ein Selfie mit ihr geschossen. Zwischen den Einheimischen befanden sich immer wieder Gruppen von Touristen, europäische, asiatische oder afrikanische. Alle sonst üblichen Hemmnisse sozialer, religiöser oder ethnischer Art, Kontakt untereinander aufzunehmen, waren an diesem Tag verflogen. Die strenge Kastentrennung spielte ebenso keine Rolle, wie die sonst übliche Zurückhaltung gegenüber Fremden.

Am Tempel angekommen, der der Gottheit Govind Dev Ji gewidmet ist, einer Inkarnation Krishnas, erlebten wir die absolute Party, sowohl im als auch um das Gebäude herum. Menschenmengen, eng gedrängt, bewegten sich im Rhythmus und brachten sich damit gegenseitig in Trance. Über allem schwebten Wolken aus Farbpigmenten, die sich über die Tänzer legten. Mittig vor dem Kopf des an drei Seiten offenen Tempels gab es eine Bühne, deren Vorhang noch verschlossen war. Alle waren in Erwartung, dass sich dieser öffnete.

Nachdem wir dem Schauspiel einige Zeit aus der Entfernung zugeschaut hatten, versuchte ich, in den Tempel zu gelangen. Dazu mussten nach den religiösen Regeln meine Schuhe außen vor bleiben. So fanden meine Halbschuhe einen Platz an einem Absperrgitter zwischen zahllosen Schlappen. Meine Hoffnung war, als ich meine Schuhe zurückließ, dass ich nicht in Socken zurück zum Hotel laufen müsste. In weißen Socken, die umgehend ihre Farbe wechselten, zwängte ich mich zwischen Menschen hindurch in den Tempel. An einem Pfeiler in Bühnennähe war noch ein Plätzchen mit guter Aussicht frei.

Immer wenn sich etwas im Bereich der Bühne bewegte, explodierte förmlich die Menschenmasse. Ohrenbetäubender Lärm ließ die Unbedarften zusammen zucken. Heike beobachtete das Schauspiel aus sicherer Entfernung. Am Rand der Bühne, direkt vor mir, stand ein Gong. In regelmäßigen Abständen wurde dieser geläutet. Als der erste Vorhang dann tatsächlich geöffnet wurde, erreichte die Stimmung einen neuen Höhepunkt. Ekstatisch hüpften nun wirklich alle, mit den Händen in der Luft in der Halle des Tempels. Aus der Menge und von der Vorbühne wurde ständig Farbpulver über die Wartenden geworfen. Immer mehr Menschen drängten sich zur Bühne oder wurden gegen ihren Willen in diese Richtung geschoben. Eine massive Absperrung aus Edelstahl sicherte das Heiligtum gegen die andrängende Menschenmasse. Ein lokales Kamerateam zeichnete währenddessen die gesamte Veranstaltung auf.

Auf der Bühne war nun ein dreidimensionales Bild von Krishna sichtbar. Der Legende nach sah Govind Dev Ji auf dieser Abbildung genauso aus wie Krishnas Gestalt während seiner Inkarnation auf der Erde. Dieses Bildnis, angeblich uralt, sah für mich eher aus, wie von Laien aus Alufolien gebastelt. Aber für die Gläubigen hier war es seit über dreihundert Jahren eines der wichtigsten Heiligtümer.

Nach einiger Zeit, ohne dass noch etwas Besonderes auf der Bühne geschehen und die Stimmung immer mehr am

Überkochen war, zog ich mich aus dem Tempel zurück. Jetzt galt es, meine Schuhe wiederzufinden, was mir auch tatsächlich gelang. Meine Kamera hatte inzwischen alle verfügbaren Farben angenommen. Neben meinen Schuhen hatte ich auch Heike wiedergefunden. Zusammen begaben wir uns - entgegen dem Strom - weg von dem Tempel. Immer mehr Menschen kamen uns entgegen und immer öfter wurden wir mit Farbpulver eingefärbt. Kinder baten Heike darum, sie anmalen und ihre Haar berühren zu dürfen. Während Heike mit wildfremden Menschen abgelichtet wurde, machte ich Schnappschüsse von mir unbekannten Passanten.

Abseits des Tempelplatzes inmitten der Menschenmenge kam uns ein Elefant entgegen. Beladen mit Zuckerrohr bewegte sich das riesige Tier zwischen enthemmten Menschen und motorisierten Fahrzeugen. Der Mahoud war fleißig am Telefonieren, während der Elefant sich seinen Weg durch die Menschenmassen bahnte. Diese Situation überstieg dann wirklich unser Sicherheitsbedürfnis. Nachdem wir das Getümmel hinter uns gelassen hatten, trafen wir noch in der ganzen Stadt auf kleine Holi-Partys und auch im Hotel wurde noch gefeiert.

Wir holten unseren Zimmerschlüssel wie üblich an der Rezeption ab und mussten dort leider erfahren, dass die versprochene Tunika noch nicht eingetroffen war. Wir befürchteten, dass wir den bereits bezahlten Kaufpreis abschreiben müssten. Nachdem wir uns etwas frisch gemacht hatten, gingen wir ins Restaurant, um uns für den Nachmittag zu stärken.

Mit einem Taxi ließen wir uns zum Sportgelände der Universität bringen. Auf dem dortigen Poloplatz hätte das Elephantfestival stattfinden sollen. Offiziell wurde dieses Fest zwar von der Stadtverwaltung abgesagt, aber ein Versuch war es wert. Auch auf dem Weg dorthin kamen wir an vielen kleinen Holifestivals vorbei. Neben den Feiernden wurden auch heilige Kühe und Straßenhunde von der Farbenschlacht nicht ausgenommen. Auf dem Gelände fanden wir zwar keine Elefanten, dafür eine grüne Oase inmitten der Großstadt. Wir genossen die Ruhe und Beschaulichkeit, die hier vorherrschte und machten einen langen Spaziergang abseits des Rummels.

Zurück im Hotel waren die Musiker im Garten noch immer am Spielen. Die Mitarbeiter hatten sich dem Farbpulver einigermaßen entledigt. Inzwischen war zu unserer Erleichterung auch die maßgeschneiderte Tunika bei der Rezeption angeliefert worden. Ebenso beruhigte uns, dass von unserem Reisebüro das Voucher für unseren zusätzlichen Aufenthalt in Chennai per Email angekommen war. In der Presse in Mittelhessen und auf der entsprechenden Seite im Internet war inzwischen unter der Überschrift „Indien-Trip des Busecker Bürgermeisters könnte länger dauern“ der Bericht über unsere Reise, den abgesagten Rückflug und die Auswirkungen der Corona Pandemie auf die Menschen in Indien und Nepal erschienen.

Wegen der Feiertage war fast das gesamte öffentliche Leben zum Erliegen gekommen, daher waren auch die meisten Restaurants geschlossen. Lediglich das Topaz, auf dem Dach eines in der Nähe befindlichen mehrstöckigen Geschäftshauses, hatte laut App geöffnet. Als wir

dort ankamen, trafen wir bereits auf der Straße einen der Angestellten, den wir an der entsprechenden Beschriftung seiner Dienstkleidung erkannten. Wir fragten höflich, ob das Restaurant geöffnet sei. Die Antwort war nicht ganz eindeutig. Es wäre noch recht früh, daher noch geschlossen, aber er könne für uns öffnen. Dieses Angebot nahmen wir gerne an.

Mit dem Aufzug begaben wir uns in das oberste Stockwerk. Auf der Dachterrasse gab es verschiedene Sitzgelegenheiten mit niedrigen Tischen, eher wie in einer Lounge. Auf den Sitzbänken lagen unzählige Kissen, gefertigt aus grellem Stoff und mit Pailletten bestickt, indisch, kitschig und viel zu bunt. Transparente Plastikfolien schützten vor dem kühlen Abendwind. Wir bestellten zum Abendessen Crispy Fry Baby Corn (Frittierter Mais), Cilly Paneer (Frischkäse) und dazu zwei Mojitos. Auch nachdem wir bereits längere Zeit von der Dachterrasse aus die Stadt und das entfernt auf einer Anhöhe liegende Fort beobachteten, kamen keine weiteren Gäste. Die bestellten Mahlzeiten ließen auf sich warten, während wir die Mojitos genossen. Auf den Dachterrassen der umliegenden Wohnhäuser hatten Kinder, Jugendliche und auch einige Väter Spaß daran, einfache Drachen steigen zu lassen und sie versuchten dabei, sich gegenseitig zu übertrumpfen. Die Sonne hing inzwischen rot glühend am Horizont und ließ die Schatten der Stadt immer länger werden. Letztlich, als die Sonne bereits hinter den umgebenden Hügeln untergegangen war, kam der Angestellte und erklärte uns, dass man wohl doch geschlossen hätte. Hungrig machten wir uns auf den Weg zurück zu unserer Unterkunft.

Auf dem Weg lag ein sehr großes Hotel mit angeschlossenem Restaurant. Da dessen Übernachtungsgäste wohl - ebenso wie wir - nicht hungrig ins Bett gehen wollten, schlossen wir darauf, dass dessen Küche sicher in Betrieb sein würde. So versuchten wir dort unser Glück.

Die Beleuchtung führte uns über den Hof in das Foyer des Hotels. Neben zwei altertümlichen Kanonen waren dort elegante Gemälde und Skulpturen ausgestellt. Das Restaurant befand sich in der ersten Etage und war nur mäßig besucht. Wir wurden sehr zuvorkommend bedient und genossen zum Abschluss dieses Tages das abendliche Dinner und zurück im Hotelzimmer eine kleine, private Modenschau.

Abschied vom Festland

Ziel dieses Tages war ein Hotel in der Nähe des internationalen Flughafens von Delhi. Denn am darauf folgenden Tag – bereits lange vor Sonnenaufgang - würden wir zu der letzten Etappe unseres Urlaubs aufbrechen. Bei der Fahrt durch Jaipur hielten wir noch einmal am Palast der Winde, um die Morgenstimmung auf Fotografien einzufangen. Zu dieser Zeit stand die Sonne mit ihren warmen Strahlen im idealen Winkel zu der Gebäudefront. Am Rand der Straße hatte sich bereits in Erwartung des Touristenansturms ein Schlangenbeschwörer niedergelassen. Neben ihm bot ein Scherenschleifer seine Dienste an. Dass Textilverarbeitung neben dem Tourismus zu den wichtigsten Wirtschaftszweigen gehörte, konnten wir an dem umfangreichen Angebot an Nähmaschinen in einem Laden in der Nähe unseres Parkplatzes erkennen. Natürlich waren auch schon die Gemüsestände geöffnet. Heute bestätigte sich eine Vermutung, die ich seit einiger Zeit hegte. Das Gewicht der verkauften Waren wurde auf den Märkten mit Balkenwaagen ermittelt. Geeichte Gewichte dafür waren jedoch nicht überall verfügbar und so diente auch an diesem Tag ein Verbundpflasterstein als Maßeinheit beim Abwiegen von Gemüse.

Auf dem Weg nach Delhi galt es, dem berühmten Amber Fort einen Besuch abzustatten. Diese Exkursion hatten wir entgegen der Empfehlung des örtlichen Reiseunternehmers um einen Tag verschoben, um das Holifestival zu feiern. Wir verließen Jaipur auf demselben Weg, über den wir zwei Tage zuvor das Elefantendorf besucht hatten. Wegen der vorherigen Feiertage waren noch wenige Fahrzeuge unterwegs. Lediglich der Versuch von drei jungen Männern, einen störrischen heiligen Bullen an einem Strick über die Hauptverkehrsstraße zu ziehen, beziehungsweise zu schieben, verursachte einen kurzfristigen Stau.

Vom Aussichtspunkt an der Ausfallsstraße aus konnten wir das Fort in der Morgensonne fotografieren. Dies war noch eindrucksvoller als die Aufnahmen, die wir Tage zuvor am Nachmittag gemacht hatten. Unser Fahrer steuerte den Toyota durch die engen Gassen des Ortes. Zwischen den mittelalterlichen Befestigungsmauern passte das Fahrzeug gerade so hindurch. Wir boten zwar an, zum Fort zu laufen, aber er ließ es sich nicht nehmen, uns bis zum oben gelegenen Parkplatz zu fahren. Von hier waren es nur wenige Meter bis zum offiziellen Touristeneingang. Für fünfhundert Rupien durften wir eintreten. Im Innenhof erreichten auch die Touristen auf den Rücken der Elefanten die gemauerte Plattform, über die sie bequem absteigen konnten. Eine immerwährende Kolonne von Elefanten brachte immer mehr Touristen die lange Rampe herauf. Jeder Elefant besaß ein Nummernschild. Von diesen Nummern abgeleitet, müssen es weit über hundert Tiere gewesen sein, die an diesem Tag hier im Einsatz waren. Mit einheitlichen, schicken Decken in Rot, Blau und Gold, die weit über den Elefantenrücken herunter hingen, machten die Tiere einen majestätisch eleganten Eindruck. Die Touristen saßen auf weißen Sitzkissen seitlich zur Reitrichtung. Die Mahouds waren wie aus dem Ei gepellt, einheitlich in weißen Hemden und mit einem roten Turban. Das kam bei den Gästen sehr gut an und so konnten wir sehen, dass einiges an Trinkgeld den Inhaber wechselte.

Der Zugang zur Rampe, über die die Elefanten den beachtlichen Höhenunterschied zwischen dem Dorf und dem Fort überwanden, war seit einem tödlichen Unfall vor einigen Jahren für Fußgänger gesperrt und mit Polizisten gesichert. Selbst mein Versuch, von der äußeren Mauer einige Aufnahmen zu machen, wurde von den Ordnungskräften mit einem harschen Ton unterbunden.

Dieses Fort, einst Hauptstadt des hiesigen Fürstentums, war ein weiteres architektonisches Meisterwerk aus der Mogul- und Rajputenzeit. Eine der Besonderheiten dieses Herrschersitzes ist der Spiegelpalast. Diese Halle ist Teil der Diwan-i-Khas, der Audienzhalle und rundum mit Spiegeln und Glasperlen verziert. Auch die im bengalischen Stil gestaltete Decke wies diese Dekoration auf. Die Wände und Pfeiler des Palastes waren vollständig mit weißen Marmorplatten verkleidet, die Säulen aus massivem Marmor.

Auf einer der zahlreichen Treppen kamen uns Frauen entgegen, die runde Wannen voller Kehricht auf den Köpfen trugen. Entsorgung und niedere Arbeiten sind hier in Indien nach wie vor von den niederen Kasten und dort am ehesten von Frauen zu erledigen. Bis dieses aus feudalen Zeiten stammende Rollenbild überholt sein wird, werden wohl noch Generationen dafür kämpfen müssen. Die Überwindung des Kastenwesens war vor über 80 Jahren bereits eine der zentralen Forderungen Mahatma Gandhis. Gerade aktuell drehte sich das Rad der

Geschichte scheinbar wieder rückwärts. Nationalistische und religiös-traditionelle Strömungen behaupten sich aktuell in der indischen Politik. Die Ideen einer gleichberechtigten und gewaltfreien Gesellschaft, wie sie Mahatma Gandhi propagierte, sind nicht mehr mehrheitsfähig. Als Beispiel dafür kann die im 21. Jahrhundert immer breitere Akzeptanz hindu-nationalistischer Anschauungen in der indischen Bevölkerung gewertet werden, die dazu führte, den Mörder von Gandhi, Nathuram Godse, posthum zu rehabilitieren.

Wir durchstiegen ein Labyrinth von Gängen und erreichten über Treppen und Stiegen eine Unmenge von Innenhöfen auf unterschiedlichen Etagen. In den Gebäuden waren die Gänge oft nur sehr schmal und verfügten daher an einigen Stellen über Verbreiterungen, um einen Gegenverkehr zuzulassen. Am Hauptgebäude des Palastes gab es zwei überdachte Balkone, sogenannte Jarokhas. Von hier aus sollen die Herrscher ihr Volk gegrüßt haben. Als Heike einen der Balkone betrat, konnte ich sie sozusagen als Maharani grüßend fotografieren. Dazu hätte ihr frisch erworbener Sari perfekt gepasst.

Über düstere Treppen ging es für uns weit hinunter, weit unter die Erde. Der Gang stieg im Verlauf wieder kontinuierlich an und wir erreichten die Rampe, die das Fort mit der Festung auf dem Bergrücken verband. Beidseitig mit hohen Mauern gesichert, konnten hier die Majestäten bei Gefahr in den militärischen Teil der Anlage gebracht werden. Wir wanderten bis zum Tor zur Festung. Während einige Inder bequem mit einem Golfcart weiter in die Festungsanlage einfahren durften, war für uns hier Schluss. Gesperrt für ungeladene Gäste, denn es wurde von den höheren Kasten noch der dritte Tag des Holifestivals gefeiert. Trotzdem hatten wir von hier einen tollen Blick über das Fort und das gesamte, im Smog liegende Tal. Die mit Zinnen bekrönten Wehrmauern, die seit 2014 als UNESCO-Welterbe-Stätten anerkannt sind, zogen sich weit ins Land, ähnlich wie wir es bereits im Randhambore Nationalpark gesehen hatten. Kaum ein Tourist machte sich auf diesen beschwerlichen Weg bergauf. Ausschließlich ein Pärchen kam uns auf dem Rückweg entgegen. Das lag vielleicht auch an dem nicht gerade einladenden düsteren Zugang. Umso mehr lungerten in diesem Bereich Languren herum.

Am Ausgang des langen Gangs stießen wir auf eine Kunstgalerie. Hier wurden Bilder und Plastiken mit traditionellen Motiven ausgestellt und zum Kauf angeboten. Zu unserem Erstaunen diesmal nicht in dem üblichen bunten, kitschigen Design. Aufgrund von mangelnden Transportkapazitäten beließen wir es bei einem Foto einer aus Kupfer gefertigten tanzenden Göttin Kali mit ihren zig Armen.

Zurück auf dem Parkplatz fuhren wir wieder durch die engen Gassen hinunter ins Dorf. Es ging vorbei an zwei imposanten Tempeln und sehr alten Wohnhäusern. Im Tal angekommen, konnten wir sehen, dass die Reitelefanten bereits ihren Feierabend angetreten hatten. Sie wurden nun nicht mehr von den jungen, gut gestylten Mahouds, sondern offensichtlich von den eigentlichen Betreuern der Reittiere geritten. Die dekorativen Decken waren entweder ganz abgenommen oder zumindest hochgezogen. Für sie ging es nach Hause, ihr Arbeitstag war damit beendet.

Die weitere Fahrt nach Delhi auf der Nationalstraße 8 war überwiegend langweilig und ereignislos. Die üblichen Höhepunkte waren überladene und bunt bemalte Lastwagen, mutige Dromedare, durch Unfälle eigentlich völlig zerstörte Zugmaschinen, die aber noch fuhren und andere in Europa unvorstellbare Fortbewegungsmittel.

Die Landschaft in Rajasthan war vom Abbau des Marmors geprägt. Ganze Bergkuppen, ja ganze Berge wurden über die Jahre abgetragen. Dadurch wurde und wird wohl auch noch weiter das Landschaftsbild massiv verändert. Unser Fahrer hatte an den Mautstationen die gleichen technischen Probleme wie bereits auf den Etappen zuvor und mit jedem Telefonat mit seinem Chef wurde der Ton lauter.

An einer dieser Mautstellen hatte es sich eine ganze Kuhherde auf dem Mittelstreifen der Fernstraße bequem gemacht. Mit mächtige Hörnern, aber ausgemergelt, lagen die Tiere wiederkäuend zwischen den stark befahrenen Fahrbahnen. Von Rücksicht auf Seiten der Kraftwagenfahrer war nichts zu merken. So mussten wir einige Kilometer auch das erleben, was wir bereits seit langem befürchtet hatten. Eine angefahrene heilige Kuh lag mit zertrümmerter Hüfte und Hinterläufen auf der Fahrbahn und wurde einfach ihrem Schicksal und den Straßenhunden überlassen.

Noch bevor wir eine Mittagspause einlegten, kamen wir an riesigen Müllhalden vorbei, auf denen von Arbeitenden die Plastikflaschen zur Wiederverwertung aussortiert wurden.

Die angefahrene Kuh und das seltsame Verhältnis der Hindus zu den verschiedenen heiligen Tieren beschäftigten uns noch länger. So auch noch während unserer Mittagspause im Dawat Midway Restaurant, auf dem halben Weg nach Delhi. Die Location warb auf großen Werbeschildern mit klimatisiertem Restaurant, mit Hochzeitsgarten und mit einem Geschenkeladen. Da wir keine Lust auf Verkaufsgespräche bezüglich geschnitzter Elefanten hatten, zogen wir es vor, im Garten Platz zu nehmen und dort etwas zu uns zu nehmen.

Es lagen noch einige Stunden auf dem National Highway vor uns. Industrieanlagen waren nun überall am Horizont zu sehen. Wir näherten uns Delhi, einer Stadt mit weit über zehn Millionen Einwohnern. Das Ashok Country Resort, unser Hotel für die nächste Nacht, lag im Süden der Hauptstadt in direkter Nähe zum internationalen Flughafen „Indira Gandhi“. Direkte Nähe bedeutete in diesem Fall weniger als ein Kilometer bis zur Rollbahn.

Früher war das Resort sicher eine erstklassige Adresse zum Verweilen. Inzwischen hatte es seine besten Tage hinter sich. Die Außenanlage war ungepflegt und der Pool trocken gelegt. Das erinnerte uns an das Freibad in Buseck, auf das wir, wenn wir zuhause sind, täglich blicken. Ein Oldtimer, ein Austin aus dem Jahr 1935, verstaubte neben dem Haupteingang. Von den Sicherheitskräften wurde uns der Wagen noch immer voller Stolz präsentiert. Im Hotel hingegen war alle pikobello. Schwere geölte Möbel, massive Türen aus Edelhölzern, Marmor in schwarz und weiß, wohin man auch sah. Auch das Personal war sehr engagiert und unser Zimmer groß und sauber. Sicher diente das Hotel hauptsächlich Reisenden für die Nacht vor deren Weiterreise, genau wie es bei uns der Fall war. Nach dem Dinner machte ich noch einen kurzen Spaziergang und musste feststellen, dass nicht nur das Außengelände unseres Hotels, zwar hoch gesichert, aber ungepflegt war. Auch die umgebenden Liegenschaften vermittelten denselben Eindruck. Hohe Zäune und Mauern, massive Stahltore und rundherum Dreck und Staub.

Umso mehr freuten wir uns auf das Ziel des nächsten Tages.

Unberührte Inseln

Trotz der Nähe zum internationalen Flughafen haben wir tief und fest geschlafen, jedoch nicht lange. Mitten in der Tiefschlafphase war für uns die Nacht vorbei. Für halb sechs war unser Flug nach Port Blair angekündigt. Über die Rezeption hatten wir am Vortag bereits ein Taxi buchen lassen und so standen wir pünktlich zum vereinbarten Zeitpunkt in der Empfangshalle des Hotels, gestiefelt und geschnürt zur Abholung bereit. Da die Gewichtsbegrenzungen für Inlandflüge deutlich geringer ausfallen wie für die Langstreckenflüge, hatten wir die schweren Wanderstiefel und auch sonst die dickere Kleidung angezogen. Natürlich kam der Chauffeur mit der in Indien üblichen Verspätung, was besonders bei mir zu einer gewissen Unruhe führte. Die Fahrstrecke zum Terminal war tatsächlich in wenigen Minuten zurückgelegt.

Im Terminal gab es schon am Eingang, aber auch an jedem Gate eine Hinweistafel zum Thema Corona. Es wurde neben indisch auch in Englisch informiert. Hier wurde zum ersten Mal auf unserer Reise beim Einchecken unsere Körpertemperatur gemessen. So überprüft durften wir die Reise mit einer Airbus A321 der Air India in den Golf von Bengalen antreten.

Auf dem Weg nach Port Blair, der Hauptstadt der Andamenen, landete unser Flieger zu einem kurzen Zwischenstopp in Vishakhapatnam. Diese Hafenstadt liegt in einer Sonderwirtschaftszone und gehört zu den am schnellsten wachsenden Metropolen Indiens. Nachdem Reisende aus und andere eingestiegen waren, wurde der Flug zu den abgelegenen Inseln fortgesetzt. Die restliche Flugstrecke ging ausschließlich über das Meer zwischen Indien und Myanmar, dem ehemaligen Burma.

Am späten Nachmittag landeten wir auf dem Veer Savarkar International Airport auf der Hauptinsel der Andamanen. Wie bei kleineren Flughäfen üblich, waren die Einreiseformalitäten im Wesentlichen schnell erledigt. Zu unserer Überraschung mussten wir jedoch sehr penibel auflisten, wo wir uns in den vergangenen vierzehn Tagen aufgehalten hatten. Zu unserem Glück, und das wurde uns erst jetzt bewusst, waren wir bereits seit über zwei Wochen auf dem indischen Subkontinent unterwegs. Wären wir in der Zwischenzeit von Europa oder China eingereist, hätten wir uns mit Sicherheit in staatliche Quarantäne begeben müssen. Es folgte das Fiebermessen und die Inaugenscheinnahme durch die kritischen Blicke eines Zollbeamten. Dieser bestätigte uns und seinem Kollegen, dass wir sportlich und gesund aussähen. Wir durften also einreisen.

Für den weiteren Tagesablauf hatten wir geplant, die Wartezeit bis zur Abfahrt unserer Fähre mit einem Besuch der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, dem ehemaligen Kolonialgefängnis zu überbrücken. Fraglich dabei war nur, wo wir unser Reisegepäck lassen konnten? Zum Glück erwischten wir vor dem Flughafenterminal einen sehr netten und zuvorkommenden Taxifahrer. Wir äußerten ihm unsere Wünsche und er erklärte sich bereit, alles für uns zu organisieren. So lief es dann auch ab. Er brachte uns zu dem Cellular Jail, parkte in der Nähe und organisierte sogar den Eintritt für uns. Dies gestaltete sich aufgrund mangelndem passendem Eintrittsgeld als schwierig. Die Museumswächter waren nämlich nicht im Besitz von Wechselgeld. Später erklärte uns der Fahrer, dass dies möglicherweise eine Finte war, um sich einige Rupien zusätzlich zu verdienen. Unser Gepäck blieb derweil im Taxi.

Der Besuch des Gefängnisses begann in dem angeschlossenen Museum, welches viele Ausstellungsstücke, Fotografien, originale Schriftstücke und sehr viel textliche Ausführungen beinhaltete. Da die meisten Texte mit vielen Fachausdrücken gespickt waren, taten wir uns mit deren Übersetzung schwer. Die wesentlichsten Zusammenhänge verstanden wir, unterstützt von einigen plausiblen Illustrationen.

Das eigentliche Gefängnisgebäude mit den Zellen der Gefangenen war leider teilweise wegen Renovierungsarbeiten eingerüstet. Von den einst sieben sternförmig angeordneten Gefangenentrakten waren in den vergangenen Jahrzehnten bereits vier dem Abrissbagger zum Opfer gefallen. Auf der so freigewordenen Fläche entstand ein modernes Krankenhaus, welches anfangs noch Teile des Gefängnisses nutzte. Die damaligen Abrisse führten zu heftigen Protesten von ehemaligen Insassen. Sie befürchteten, dass durch den Abriss der gesamten Anlage versucht würde, die konkreten Beweise ihrer Geschichte auszulöschen. Letztlich wurde das Cellular Jail am 11. Februar 1979 vom damaligen indischen Premierminister zum National Memorial erklärt und eine ewige Flamme entzündet.

An der ewigen Flamme vorbei betraten wir den Innenhof. Hier wurde ein Open-Air-Theater mit mehreren hundert Sitzen aus wetterfestem Aluminium angelegt. Regelmäßig gab es hier wohl abends Darbietungen. Vorher konnten wir zwischen zwei Gefängnisflügeln einen Arbeitsschuppen besuchen, in dem ebenfalls eine Ausstellung beheimatet war. In der Hütte gab es lebensgroße Darstellungen, in welcher Weise die zumeist politischen Gefangenen Zwangsarbeit verrichten mussten. Daneben gab es Bildergalerien, die das Leben verschiedener Freiheitskämpfer im Zellengefängnis darstellten. Im Wesentlichen arbeiteten die Gefangenen an Ölmühlen und bei der Kokos- und Seilherstellung. Den Gefangenen wurden unerreichbare Ziele auferlegt, wie z. B. mindestens 30 Pfund Kokosöl oder 10 Pfund Senföl herzustellen. Die meisten Vorgaben waren physisch unmöglich zu erreichen. Da die Gefangenen diese Quote nicht einhalten konnten, wurden ihnen daraufhin schwere Strafen auferlegt.

Danach begaben wir uns zum zentralen Wachturm, von dem aus früher die sieben Trakte fingerförmig abgingen. Von diesem Turm hatte man damals - und wir heute - die gesamte Anlage im Blick. Inzwischen waren neben uns noch zwei Familien dabei, die nationale Gedenkstätte zu besuchen. Von dem Wachturm aus besuchten wir zwei der Zellengebäude. In diesen dreistöckigen Gebäuden liegen Zelle an Zelle neben und übereinander. So waren hier in der Hochzeit 700 Gefangene in Einzelhaft untergebracht. Eine Kommunikation zwischen den Gefangenen war nicht möglich, ein Augenkontakt ebenfalls nicht. Zu den Gefangenen gehörten berühmte Freiheitskämpfer wie Batukeshwar Dutt und Veer Savarkar, nach dem inzwischen der hiesige Flughafen benannt wurde. Allerdings war und ist Veer Savarkar nicht unumstritten. Er war der Begründer einer traditionellen religiösen hindunationalistischen politischen Ideologie, die er Hindutva nannte. Nach seiner Freilassung entwickelte er seine Ideen weiter und wurde zum Gegenspieler des Gewaltfreiheit predigenden Mahatma Gandhi. Aus der Aktivistengruppe um Savarkar stammte auch der Attentäter, der Gandhi 1948 ermordete.

Obwohl der Gefängniskomplex selbst erst zwischen 1896 und 1906 gebaut wurde, dienten die Andamanen den Briten bereits Jahrzehnte zuvor als Gefangenenlager. Die abgelegenen Inseln wurden als geeigneter Ort zur Bestrafung der Unabhängigkeitsaktivisten angesehen. So waren sie vom Festland isoliert und eine Flucht war ausgeschlossen.

Während des Zweiten Weltkrieges eroberten die Japaner die kleine britische Garnison. Das Zellengefängnis wurde dann zur Unterbringung von Briten und mutmaßlichen Anhänger Britisch-Indiens genutzt. Auch Mitglieder der indischen Unabhängigkeitsliga wurden hier inhaftiert. Von denen wurden viele dort gefoltert und getötet. Während dieser Zeit wurde die Kontrolle über die Inseln an Subhas Chandra Bose übergeben. Dieser indische Freiheitskämpfer hatte sich im Ausland Unterstützung im Befreiungskampf gegen die Briten geholt. Anfangs bei Nazideutschland, wo er Mitbegründer und Anführer der sogenannten „Indischen Legion“ war, ein aus indischen Freiwilligen gebildeter Kampfverband, der der deutschen Waffen-SS unterstellt war. Später kämpfte er an der Seite Japans. Zum Dank durfte er zum ersten Mal die indische Nationalflagge auf den Inseln hissen und wurde zum Gouverneur der Inseln. Die Rolle Boses wird ebenso wie die von Savakar in der indischen Geschichte sehr kontrovers gesehen. Während deren Beitrag zur Unabhängigkeit unbestritten ist, sind es doch die jeweiligen Umstände, die durchaus kritikwürdig sind. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges übernahmen die Briten wieder die Kontrolle über die Inseln und das Gefängnis.

Letztlich hatten wir die Möglichkeit, über das Dach eines der Gebäude zu flanieren. Von dort wurde uns mit dem Blick über die Andamenen See hinüber zu der kleinen Ross Insel und über die Strände, an denen das klare Wasser zum Baden einlud, die Widersprüchlichkeit dieses Ortes bewusst. Welch ein traumhafter Ort unter Palmen, mit zwitschernden Vögeln, wunderbarem Tropenwetter und einer so grauenhaften Vergangenheit!

Bevor wir das Gefängnisgelände verließen, kamen wir an der Baracke vorbei, in der früher rebellierende Gefangene gehängt wurden. Im heftigen Kontrast dazu stand direkt daneben der Souvenirshop mit kitschigen Mitbringseln aus Muscheln, Seepferdchen und Plastikprinzessinnen.

Auf dem kurzen Spaziergang zum Taxi konnten wir zwei Maler beobachten, die eine triste Betonmauer mit bunten Blüten verzierten. Überhaupt war die Verwaltung der Stadt bemüht, das Stadtbild an vielen Stellen aufzubessern. Per Taxi ging es nun zum Fährbahnhof, der Haddo Jetty. Die Fahrt führte über die kurvige Uferstraße am Hafen vorbei. Hier waren die Spuren des Tsunamis vom 26. Dezember 2004 noch immer zu sehen. Mächtige Schiffswracks lagen noch immer am Rande des Hafens. Diese wurden damals wie Spielzeugboote weit ins Land geschleudert. Die Auswirkungen des Seebebens hatten die Inselgruppen der Andamanen und Nicobaren seinerzeit massiv getroffen.

Die in absoluter Abgeschiedenheit lebenden Ureinwohner hatten damals diese Naturkatastrophe, angeblich durch die Deutung der Vorzeichen, auf höher gelegenen Inselbereichen gut überstanden. Andere Berichte hingegen sprechen von Tausenden Toten unter den Ureinwohnern. Besonders von North Sentinel Island gibt es keinerlei Informationen über die Auswirkungen der Naturkatastrophe. Die Insel gilt als die isolierteste Insel der Welt. Mit den hier lebenden Menschen hat bisher noch nie jemand jemals ein Wort gewechselt. Die meisten Versuche einer Kontaktaufnahme mit den Sentinelesen endeten tödlich. So ging der letzte Fall Ende 2018 durch die weltweite Presse. Damals wurde der US-amerikanische Missionar John Allen Chau mit Pfeilen getötet, als er verbotenerweise versuchte, auf die Insel zu gelangen.

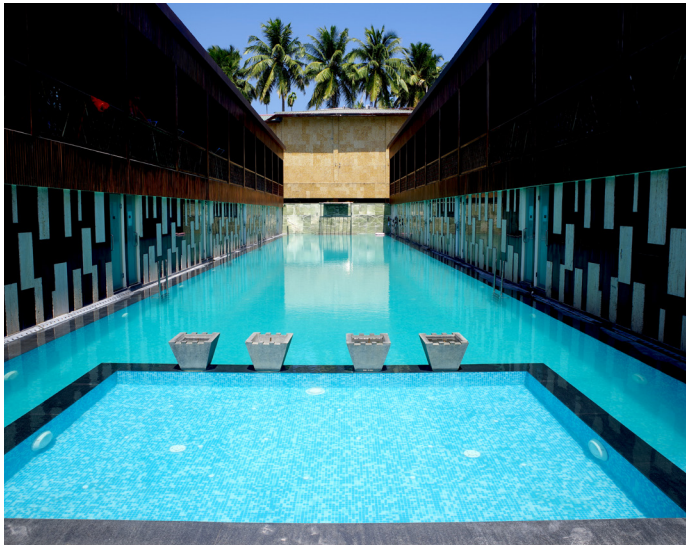
An der Haddo Jetty angekommen, mussten wir zuerst durch einen Kontrollpunkt. Entgegen meiner sonst üblichen Gewohnheit, hatte ich die Tickets für die Fähre nicht griffbereit. Aber noch bevor ich die Unterlagen in den Tiefen meines Gepäcks gefunden hatte, wurde alles auf indische Weise geklärt. Im Ergebnis wurde uns mitgeteilt, dass die gebuchte Fähre an diesem Tag nicht verkehren würde. Zum Glück kam dann aber ein erleichterndes „Aber“. Wir konnten unproblematisch auf ein Boot des Konkurrenzunternehmens umbuchen. Dies erfolgte einfach dadurch, dass auf unserem höchst amtlichen Ticket, welches ich nach der Buchung am 23. Dezember 2019 zuhause ausgedruckt hatte, der Name der Fähre und die Abfahrtzeit mit Kuli korrigiert wurden. Ebenso wurden die neuen Sitznummern unleserlich darauf vermerkt.

Die Makruzz II würde zwar eine Stunde später ablegen, was für uns nur die Unannehmlichkeit mit sich brachte, eine Stunde im abgelegenen und öden Fährgebäude zu verweilen. Wir verabschiedeten uns von dem hilfsbereiten Taxifahrer, nicht ohne ihn für die Rückfahrt von der Jetty zum Flughafen zu buchen.

Nach und nach füllte sich die Wartehalle. Außer uns wartete lediglich eine weitere Europäerin auf die Fähre nach Havelock. Der Rest der Fahrgäste waren offensichtlich Inder. Um kurz vor zwei durften wir dann den Warteraum verlassen und zur Fähre gehen. Die Koffer wurden am Bug entgegengenommen, während wir über die Gangway am Heck das schnittige Boot besteigen durften. Mit Hilfe einer jungen Stewardess fanden wir unsere Sitzplätze in der ersten Klasse. In diesem klimatisierten und mit Ledersesseln ausgestatteten Bereich waren nur wenige Plätze besetzt. Auf einem Flachbildschirm vor uns wurden Werbevideos des Tourismusbüros der Andamanen gezeigt und durch die getönten Fenster konnten wir die Schiffe im Hafen beobachten. Zum Glück gab es nur wenig Seegang, trotzdem hatte ich vorsorglich ein Superpep Kaugummi-Dragée genommen. Dieses Mittel hatte mir bereits auf anderen Urlaubsreisen gegen Seekrankheit geholfen.

Zügig entfernten wir uns von der Hauptinsel, bis deren Silhouette am Horizont gänzlich verschwand. Nach einer Stunde tauchten dann die ersten Umrisse unserer Insel für die nächsten Tage auf. Am späten Nachmittag erreichen wir endlich das Fährterminal der Insel Havelock. Alle Koffer wurden am Pier aufgereiht. Eine Karawane von Urlaubern zog mit klappernden Rollkoffern über den groben Straßenbelag zu den wartenden Taxis. Da unser Hotel jedoch nur wenige hundert Meter von der Jetty entfernt lag, wanderten wir zu Fuß dorthin.

Obwohl wir mit über einer Stunde Verspätung im Hotel Haywizz eintrafen, musste unser Zimmer noch fertig gemacht werden. In der Zwischenzeit erledigten wir die Formalitäten. Ich hatte die Deluxe-Version unter den Zimmerkategorien damals beim Buchen gewählt und war nun auf unser Zimmer gespannt. Das gesamte Hotel war mit edelsten Materialen ausgestattet, so auch unser Zimmer. Die indirekte Beleuchtung erfolgte durch hinterleuchteten Onyxmarmor. Der Bodenbelag aus dunklem Holz und die Wände im Bad aus schwarzem Marmor. Direkt im Zimmer, hinter einer Glaswand, höhergelegt und über drei Stufen erreichbar, befand sich ein kleiner Privatpool. Durch diese Konstruktion stand der Wasserpegel deutlich höher als das Bett und man konnte von dort in das Poolwasser schauen. Als wir durch die daneben liegende mattierte Glastür traten, standen wir direkt am Rand des Hauptpools, der zwischen den beiden Hotelflügeln angelegt war. So konnten wir direkt aus dem Zimmer in den Pool steigen.



Nachdem wir uns im Hotel eingerichtet hatten, unternahmen wir noch eine Wanderung zum und entlang des nahegelegenen Strands. Wir fanden weißen Sand unter tropischen Palmen und bunte Holzboote am Ufer liegend. Es erinnerte uns sehr an die einstige Barcadi-Werbung. Auf die brausenden Wellen mussten wir an diesem Abend jedoch verzichten, denn es war Ebbe und das Wasser weit entfernt.

Das Essen erreichte nicht ganz den Standard, den wir von einem so exklusiven Hotel erwartet hätten. Das Restaurant hob sich am ehesten durch seine Architektur hervor. Es gab eine Wasserwand, bei der das feuchte Nass über dunkle Steine rann und vor der ein junger, schlanker, im Schneidersitz meditierender Buddha saß. Die Statue war aus weißem, glänzendem Marmor gefertigt. Wasserwände, diesmal über Glas, trennten den Restaurantbereich von den Fluren ab.

Nach der langen Reise waren wir nun den Vorstellungen eines Urlaubsparadieses ganz nahe gekommen, bis dann die Party am Pool begann. Mit asiatischer Popmusik aus fetten Lautsprecherboxen tobten jugendliche Hotelgäste bis tief in die Nacht.

Nachdem gegen Mitternacht die Poolparty beendet war, hatten wir noch eine ruhige Nacht. Aufgrund der geografischen Lage der Inselgruppe, weit ab vom Festland in östlicher Richtung und deutlich näher am Äquator, ging hier die Sonne bereits gegen fünf Uhr auf. Nicht ganz so früh waren wir für den Tag bereit. Wir nahmen unser Frühstück in aller Ruhe ein und machten uns dann für den Strand fertig. Die Außentemperaturen hatten bereits die 20-Grad-Marke überschritten, als wir gegen halb acht das Hotel verließen.

Schon bei der Planung der Reise hatte ich mich über die verschiedenen Strände informiert. Als seinerzeit diese Insel vermessen wurde, hatten die britischen Ingenieure die Strände einfach durchnummeriert. Dieses System hatte sich bewährt und wird, zur Freude der Touristen, auch noch heute so angewandt. Neben der Strandnummer gibt es jedoch auch Bezeichnungen, die zumeist von den Einheimischen stammen. Die Insel selbst ist nur 18 km lang und 8 km breit und verfügt daher über ein übersichtliches Straßennetz. Große Teile der Insel sind Schwemmland und mit Mangroven bewachsen. Die Stromversorgung erfolgt über ein Kraftwerk, welches an der Hauptstraße zwischen der Fähranlegestelle und dem Zentrum des Hauptortes Govinda Nagar steht. Diese immerwährende brummende Anlage wird mit Diesel betrieben und wird während des Tankvorgangs täglich einmal abgeschaltet. Die Resorts verfügen daher alle über Notstromaggregate. Aktuell leben wohl zwischen sechs- und siebentausend Einwohner auf dem Eiland.

Um unsere Freiheit auf dieser Insel auszukosten, hatten wir uns gegen die Nutzung des öffentlichen Busses entschieden. Genau gegenüber von unserem Hotel gab es einen Rollerverleih. Dorthin führte uns dann auch unser erster Weg an diesem Tag. Für 500 Rupien pro Tag gab es einen postgelben Roller aus indischer Produktion zum Ausleihen. Schnell wurden wir handelseinig. Zwei Helme

konnten wir noch ohne Aufpreis heraushandeln. Dazu galt es, noch 2.000 Rupien an Sicherheit in bar abzuliefern. Damit war unser Bestand an indischen Geldscheinen fast wieder verarbeitet. Der Mietvertrag bestand aus einem Zettel in A 5-Größe. Ich legte meinen Reisepass und meinen extra dafür ausgestellten internationalen Führerschein vor. Die Investitionen in dieses überall auf der Welt gültige Dokument hätte ich mir sparen können. Der junge Mann in dem Schuppen hätte wohl auch meine Krankenversicherungskarte als Führerschein akzeptiert.

Fast genau 40 Jahre zuvor, am 29. Februar 1980, hatte ich meinen Motorradführerschein gemacht. Daher war ich gut für das Fahren eines indischen Motorrollers im indischen Straßenverkehr vorbereitet, dachte ich. Dies stellte sich schnell als Fehlannahme heraus. Bis dato war mir nicht bewusst, dass die aktuellen Motorroller keine Schaltung, sondern eine Variomatik besitzen. Die Suche nach der Kupplung war somit hinfällig. Die ersten Meter und Kurven gestalteten sich schwieriger als angenommen. Aber nach zwei Runden auf der zum Glück zu diesem Zeitpunkt kaum befahrenen Hauptstraße stellte sich ein gewisses Gefühl von Sicherheit ein. Bei der gelben Rakete handelte es sich um einen Honda Dio aus indischer Produktion, mit 110 ccm Hubraum und einer angegebenen Höchstgeschwindigkeit von immerhin 85 km/h.

Im Fach für den Helm unter der Sitzbank wurde nun unser Handgepäck verstaut und dann konnte die Reise losgehen. Heike nahm hinter mir Platz und bat mich, vorsichtig zu fahren. Der Hinweis auf den Linksverkehr kam mir erst wieder beim ersten Gegenverkehr in den Sinn. Aber elegant, mit einem kleinen Schlenker, wechselte ich die Fahrbahnseite. Heike drückte sich fest an mich, ob sie damit ihre Zuneigung zu mir zum Ausdruck bringen wollte, blieb offen. Letztlich waren es wohl doch andere Gründe für die Anhänglichkeit. Jedenfalls war das mit Heike als Sozius, besonders in Kurven, anfangs nicht ganz so einfach. Mit jeder Biegung der Straße klappte es mit dem „in die Kurve legen“ besser und so ging es dann auch mit Schwung auf die einzige Steigung der Insel hinauf.

Das Ziel des Tages war der Strand #7 oder auch Radhangar Beach genannt. Dieser Strand wurde 2004 vom Time Magazine zum besten Strand Asiens und zum siebtbesten Strand der Welt gekürt. In den Jahren darauf errang er weitere Auszeichnungen. Wir waren sehr gespannt darauf, was uns erwarten würde. Gerade durch diese Prädikate gingen wir davon aus, dass wir dort auf viele Touristen treffen würden. Die Straße führte uns durch Govinda Nagar, wo die Verkehrsdichte deutlich zunahm und wir uns mit etwas Mut in den Kreisverkehr einfädelten. Im weiteren Verlauf der Strecke nahm die Bebauung ab. Es gab einige Farmhäuser am Straßenrand und Gemüsefelder und Büffelweiden wichen einem dichten Wald. Dieser Wald, teilweise aus Plantagen bestehend, teilweise aus Urwald, begleitete uns bis zum Ende der asphaltierten Straße. Von hier war der Strand unter den dicht bewachsenen Ästen der Bäume bereits zu erahnen.

Auf dem Parkplatz standen eine Hand voll Autos. Ich parkte unseren Roller am Rande der Fahrbahn im weichen Sand im Schatten eines mächtigen Baumes. Mit unseren Utensilien in einer Stofftasche und der Kamera umgehängt, begaben wir uns auf den Weg zum Strand. Sobald wir unter den Bäumen hervortraten, öffnete sich der Horizont. Vor uns das türkisblaue Meer, eine halbmondförmige Bucht und zu beiden Seiten über Hunderte von Metern nur feiner, weißer Sand. Zu diesem Zeitpunkt waren nicht einmal zwanzig Personen am oder im Wasser. Genau da, wo wir jetzt standen, gab es vier Holzliegen. Unsicher, ob wir diese benutzen durften, stellten wir zuerst einmal unsere Tasche auf eine der schattigen Ruheplätze und liefen barfuß über den Strand in die an diesem Morgen noch recht sanften Wellen des Indischen Ozeans. Angenehm warm, ein bisschen wie in der Badewanne, war das Meerwasser, das unsere Knöchel umspülte. Dieses angenehme Gefühl machte Lust auf mehr. So ging es zurück zu unserer Tasche mit den Badesachen. Da bis dahin keine anderen Besitzansprüche auf unsere Liege angemeldet wurden, breiteten wir - wie es von Teutonen erwartet wird - unsere Badetücher darauf aus. Flugs waren wir umgezogen und schwammen begeistert von der Location der Küste entlang. In der Ferne sahen wir vereinzelt weitere Schwimmende, aber keine Jetskis, keine Motorboote mit aufgeblasenen Bananen im Schlepptau oder all die anderen Freizeitvergnügen, die man von den schönen Stränden der Welt kennt. Natur pur, Urwald und Mangroven bis zum weißen unberührten Sand, Sand bis zum klaren Wasser und dann über 50 Kilometer bis zur nächsten Insel. Keine angespülten PET-Flaschen und keine endlosen Reihen von Plastikliegestühlen unter bunten Sonnenschirmen. Lediglich zwei Fahnen an Holzstöcken, die eine orange, die andere orange und gelb, waren als Farbklekse auszumachen. So verbrachten wir den ganzen Vormittag in und am Wasser. Zwischendurch hatten sich auch die heranbrausenden Wellen zu einer beachtlichen Größe entwickelt und damit den Spaß im Meer verstärkt.

Vorsicht war jedoch geboten, denn die frische Meeresbrise, die die gesamte Zeit über uns wehte, ließ schnell vergessen, dass die Sonne unerbittlich auf uns schien. Sonnenschutz als Creme oder mittels eines T-Shirts war dringend angebracht. Eine zweite Gefahr lauerte etwas weiter entfernt. Zur Abwechslung hatten wir eine Wanderung bis zur nächsten Landzunge gemacht. Dahinter begann bereits wieder ein weiterer Naturstrand. Auf dem Weg dorthin wurde auf einem Warnschild eindringlich auf die dort lebenden Salzwasserkrokodile hingewiesen. Ein Ranger, der dort postiert war, damit sich die beiden gefährlichen Spezies der Panzerechsen und der Homo Sapiens zum Schutz beider Gattungen nicht in die Quere kamen, wies auf die Ernsthaftigkeit der Beschilderung hin.

Der Badestrand war nicht ganz auf sich alleine gestellt. Es gab dort auch offizielles Personal. Zum einen befand sich ein Stützpunkt der Rettungsschwimmer ganz in der Nähe des Zugangs. Ganz nach dem amerikanischen Vorbild war das Baywatch-Team mit orangen Rettungsbojen ausgestattet. Aber auch moderne Wasserfahrzeuge standen für Rettungsaktionen zur Verfügung. Zum anderen gab es Personal, das dafür sorgte, dass die Müllkübel regelmäßig geleert wurden, aber auch dafür Sorge trug, dass die Badegäste ihre nassen Badesachen nicht auf die neu gepflanzten Palmen zum Trocknen hängten.

Wer viel schwimmt und wandert, bekommt auch irgendwann Hunger. So war es dann auch, dass uns um die Mittagszeit der Magen knurrte. Bei unserer Erkundung des Areals hatten wir entdeckt, dass in der Nähe unseres Motorrollers inzwischen einige Stände mit frischem Obst Platz gefunden hatten. Aber auch ein Restaurant, zweistöckig mit einem mit Palmwedeln gedeckten Dach, gab es in dem Wald hinter dem Strand. Frisches Obst, ungewaschen und ungeschält, stand bei mir auf der Liste der Dinge, die man nicht essen sollte. Somit machten wir uns auf den Weg zum Restaurant. Inzwischen war auch

die Anzahl der Badegäste deutlich angestiegen und mit einigen Abständen kamen weitere Taxen, die ganze Familienverbände herbrachten. Im Restaurant hatte eine größere Touristengruppe Platz genommen. Es schien eine geschlossene Gesellschaft zu sein. Wie das Ganze organisiert war, blieb uns bis zum Schluss ein Rätsel. Wir ließen - wie üblich - unsere Schuhe vor der Treppe stehen und stellten uns einfach ungeniert an. Nach einer gewissen Wartezeit bekamen wir einen Sitzplatz im Obergeschoss des Holzbaus. Bedienung, um etwas zu bestellen, gab es keine und so bedienten wir uns am Buffet. Die definitiv regional erzeugten Gerichte waren sehr lecker, allerdings auch scharf. Keine Ahnung, ob es eine eigenständige andamanische Küche gab oder ob es bengalische Gerichte waren, denn wir waren schließlich am südlichsten Ende des Golfs von Bengalen. Wie dem auch war, wir genossen alles am Strand #7, auch das Essen. Zuletzt fanden wir den zuständigen Herrn zum Bezahlen. Bis heute wissen wir nicht, ob unser Vorgehen so den Regeln entsprach, jedenfalls hat es uns geschmeckt und alle schienen zufrieden.

Wir legten nun eine Siesta auf der Holzliege ein, die wir dank der schnell wandernden Sonne, mehrmals umplatzieren mussten. Um uns herum hatten sich inzwischen einige Familien und Pärchen einen Platz gesucht. Immer noch waren es recht wenige Menschen im Verhältnis zur Strandgröße. Geärgert hat mich jedoch die Tatsache, dass es viele Inder gab, denen die Wertschätzung dieser wunderbaren Natur völlig fehlte. So warf ein Familienoberhaupt eine Plastiktüte direkt vor meinen Augen und denen seiner Enkel einfach in den Sand. Wenige Meter daneben stand ein Müllkorb. Mit bösen Blicken und passenden Gebärden demonstrierte ich ihm gegenüber meinen Unmut. Während er das völlig ignorierte, verstanden es die Kinder sehr wohl. Daher setze ich meine Hoffnung in die nächste indische Generation. Wobei auch dabei das unsägliche Kastenwesen seinen Teil beiträgt, denn es gab ja Anhänger niederer Kasten, die am Strand für Ordnung sorgten.

Nachdem wir unsere Mittagsruhe im Schatten verbracht hatten, begaben wir uns auf eine Wanderung in die entgegengesetzte Richtung. Auch hier liefen wir eine weite Strecke durch den samtweichen und elfenbeinweißen Sand. Auf dieser Seite der Bucht gab es auch ein Resort. Touristenunterkünfte müssen nach den Vorgaben der Verwaltung mindestens 200 Meter von der Küstenlinie entfernt liegen. In diesem Fall also hinter der Baumgrenze und somit fast unsichtbar. Inzwischen hatte die Ebbe begonnen und hatte an der nächsten Landzunge Flächen aus Sedimentgestein freigelegt. Hier lauerten die glupschäugigen Schlammspringer und kleinen Krebstiere auf Beute. Ganze Bäume, die hier irgendwann von Sturmfluten angeschwemmt wurden, lagen am oberen Uferstreifen und waren durch die ewige Sonneneinstrahlung völlig ausgebleicht. Neben diesem Treibholz fanden wir auch ein mächtiges Teil eines Schiffes oder einer Industrieanlage, das ebenso angespült vor sich hin rostete.

In diesem Bereich waren nur drei junge Erwachsene unterwegs, die wohl in der Nähe ihr Camp aufgeschlagen hatten. Auf dem Rückweg trafen wir dann auf eine europäische Frau und wir kamen schnell ins Gespräch. Sie hieß Nora, stammte aus den USA und hatte längere Zeit in Köln gelebt. Ihre aktuelle Wohnadresse lag wegen des Klimas in Spanien. Damals tourte sie ohne Plan und Vorgaben durch Indien. Hier auf Havelock hatte sie noch keine Unterkunft gefunden, war aber sicher, noch vor Anbruch der Nacht eine nette Hütte in Strandnähe zu finden. Nach dieser netten Konversation wünschten wir ihr viel Glück bei der Suche einer Unterkunft und noch viel Spaß auf ihrer Reise.

Nach einem letzten Badegang ließen wir unsere Kleidung in der Sonne trocknen, die sich langsam dem Horizont zu neigte. Die Strände schlossen mit dem Sonnenuntergang und wir wollten nicht im Dunkeln zurückfahren.

Wer zuerst parkt, kann eigentlich erst als letzter weg, diese Lehre haben wir an diesem wundervollen Tag allerdings schnell gelernt. Denn als wir zu unserer „gelben Rakete“ kamen, hatten sich ungefähr fünfzig weitere Zweiräder zu ihr gesellt. So musste ich einige der im Weg stehenden Fahrzeuge wegheben und schließlich unseren Roller durch den tiefen Sand, um alle herum, zur Straße schieben. Sobald wir in den Schatten des Urwaldes kamen, wurde die Luft deutlich frischer. Nach dem intensiven Sonnenbaden genossen wir den angenehmen Fahrtwind. Entlang der Strecke standen Bäume mit weit ausladenden Baumkronen. An den Ästen trugen sie unzählige rote Blüten, die in den Strahlen der untergehenden Sonne besonders kräftig leuchteten. In Govinda Nagar angekommen, machten wir uns auf die Suche nach einem funktionsfähigen Geldautomaten. Tatsächlich gelang es uns, einen zugegebener Maßen geringen Geldbetrag abzuheben. Im Display wurden wir, so meine Interpretation, auf den folgenden Tag vertröstet. Inzwischen war uns klar, dass man in Indien und Nepal den Geldautomaten an den Tankstellen nutzen muss, wie es auch in Namibia oder Botswana war.

In diesem Reisetagebuch schreibe ich immer von der Insel Havelock. Diese Bezeichnung war auch zu Beginn der Reiseplanung noch die einzige und somit auch die offizielle Bezeichnung. Sollten Sie nun im Internet nach der Insel suchen, werden Sie womöglich irritiert sein. Denn die Insel Havelock gibt es seit 2019 nicht mehr. Sie wurde am 30. Dezember 2018 vom indischen Premierminister Narendra Modi auf den indischen Namen Swaraj Dweep umbenannt. Vorher war die Insel nach Henry Havelock, einem britischen Generalmajor benannt, der an mehreren Feldzügen in Britisch-Indien teilgenommen hatte. Die indischen Behörden setzten viel Energie ein, diese Namensänderung zügig und umfänglich durchzusetzen. Der neue Name der Insel geht auf den bereits vorher erwähnten Freiheitskämpfer Bose zurück, der den Namen Swaraj zur Zeit des Zweiten Weltkrieges nutzte. Dweep ist die Bezeichnung für Insel in Hindi.

Nachdem wir uns im Hotel frisch gemacht und an der Rezeption gebeten hatten, für diese Nacht die Geräuschkulisse am Pool im erträglich Rahmen zu halten, machten wir uns mit dem Motorroller auf die Suche nach einem netten Restaurant. Entlang der Straße in Richtung des Strandes #5, gab es etliche Resorts mit angeschlossenen Küchen, so dass wir schnell fündig wurden. Wir aßen im Restaurant des SeaShell Resorts. Es gab leckere Nudeln nach indischer Zubereitung mit Huhn beziehungeweise Garnelen in elegantem Ambiente. Bis auf die Tatsache, dass ich doch mehr und öfter die Sonnencreme hätte nutzen sollen, war dies ein Tag, wie er besser kaum sein konnte.

Für den zweiten Strandtag stand auf unserem Plan der Elephant Beach. Ob dieser die logische Nummer Acht hatte, ließ sich auf keiner Karte feststellen. Jedenfalls ist der Elephant Beach das Eldorado der Wassersportler unter den indischen Touristen. Hier gab es nicht nur eine tolle Landschaft sondern auch touristische Angebote. Aber warum hieß der Strand Elephant Beach?

Arbeitselefanten haben eine lange Tradition in Fernost. So auch bei der Forstarbeit in Indien. Das Archipel der Andamanen und Nikobaren besteht aus 572 Inseln. Die Holzfäller mit ihren kleinen Booten hatten kaum eine Möglichkeit, ihre unabdingbaren Helfer zur Holzernte auf

diese Inseln zu transportieren. Da Elefanten per se gute Schwimmer sind, musste ihnen nur die Angst vor dem Wellengang genommen werden. Dies geschah - zugegebenerweise - mit der Gewalt von Knüppelschlägen. Einmal so abgerichtet, folgten die Arbeitstiere ihren Mahouds von Insel zu Insel. Den massigen Tieren half auf den oft weit zurückzulegenden Strecken ein mit Luft gefülltes Fass auf jeder Körperseite. Schwimmende Elefanten gehörten daher auf den indischen Andamanen über lange Zeit zum Alltag. Bis in das Jahr 2004 waren rund 200 Dickhäuter in der Holzwirtschaft eingesetzt. Damals wurde das Fällen von Bäumen auf den Andamanen verboten und so brachte man die meisten Elefanten aufs Festland und beschäftigte sie dort als „Tempeldiener". Nur einer blieb, weil seinem Besitzer das Geld für den Weitertransport fehlte. Hollywood und Regisseur Tarsem Singh benötigten für das Fantasy-Drama „The Fall – Im Reich der Fantasie" einen schwimmenden Elefanten. Gefunden wurde Rajan: 2,50 Meter hoch, sechs Meter lang und rund 6.000 Kilogramm schwer, ein mächtiges Exemplar, das auch noch besonders große Stoßzähne hatte. So wurde aus dem arbeitslosen Arbeitselefant ein Medienstar. Nach Abschluss der Filmarbeiten fristete er sein Leben als gefragtes Fotomodel. Vielleicht haben Sie noch ein Bild aus einer Werbung im Kopf, auf dem ein Elefant im Meer schwimmt. Dabei handelte es sich um eben jenen Rajan. Fast bis zu seinem natürlichen Tod im Sommer 2016, im für indische Elefanten durchaus stattlichen Alter von 66 Jahren, arbeitete er als Film- und Fotostar und ließ sich gerne mit knapp bekleideten Schwimmerinnen ablichten. Man kann jedoch nachlesen, dass Rajan vorwiegend am Strand #7 und nicht am Elephant Beach unterwegs war.

Eine klare Aussage darüber, ob neben dem verstorbenen Rajan noch weitere Elefanten nach der Beendigung der Beforsterung auf den Andamanen geblieben waren, fand ich im Internet nirgends. Auch die Bediensteten des Hotels konnten keine Aussage dazu treffen. Es tauchen zwar immer wieder Berichte über die schwimmenden Elefanten der Andamanen in den Medien auf, doch dabei handelt es sich zumeist um schlecht recherchierte Plagiate alter Reportagen.

Archivbild

Mit unserem Roller machten wir uns auf den Weg zum Elephant Beach. Jedoch galt es zuvor, eine der beiden Tankstellen der Insel zu finden. Wir fuhren zum zentralen Punkt der Insel, also zu der einzigen Kreuzung der Insel in Govind Nagar. Dort befand sich auch die örtliche Markthalle mit angegliedertem Tempel. Von den dort anwesenden Jugendlichen wurden wir wieder zurück in die Richtung unseres Hotels geschickt. Wir wären an der Tankstelle vorbei gefahren, wurde uns mitgeteilt. Etwas ratlos machten wir uns wieder auf den Weg zurück. Tatsächlich fanden wir durch Zufall die besagte Tankstelle. Dabei handelte es sich um eine Art Autogarage am Straßenrand. An einem Baum daneben hing ein einfaches Schild mit der Aufschrift „Petrol Bunk", nicht mehr und nicht weniger. Das war also die hiesige Tankstelle. Die uns gestellten Fragen konnten wir nur mit Achselzucken beantworten. Es ging wohl um die gewünschte Menge an Kraftstoff, die wir tanken wollten. Schließlich zeigte der Tankwart auf ein altertümliches Metallgefäß, welches durchaus die Behau-

sung eines Flaschengeistes hätte sein können. Ich nickte und er verschwand in der Garage, um dieses Behältnis an einem Blechfass aufzufüllen. Ich schätzte, dass es vielleicht zwei Liter waren, die nun mittels eines Trichters in den Tank unserer gelben Rakete gefüllt wurden. Den geforderten Preis rundete ich großzügig auf, was den Tankwart sehr erfreute.

Die Fahrt zum Elephant Beach verlief auf der gleichen Strecke, die wir am Vortag gefahren waren. Mitten im Wald tauchte dann eine Haltebucht auf, die wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Dort waren bereits drei Zweiräder geparkt. Von hier ab ging es über einen zwei Kilometer langen Trampelpfad zum Strand. Der Fußweg führte uns bergauf über wackelige Holzbrücken, vorbei an einer Schutzhütte, an der sich gerade jugendliche Naturschützer trafen und dann über lange Zeit bergab. Immer wieder raschelte es neben uns im Gestrüpp. Fast immer waren unsere Blicke zu langsam, um zu erkennen, was da raschelte. Wie sich später herausstellte, waren es Reptilien, eine Art Eidechsen, die gut getarnt auf Ästen und Wurzeln die Sonne genossen, die durch das Blätterwerk schien. Der Pfad endete in dem Mündungsarm eines Baches. Da die Gezeiten des Meeres gerade den Tiefststand hinter sich gebracht hatten, stand in dem kleinen Delta das Wasser nur knöcheltief. Dort, wo der noch nasse Sand nicht mehr von Wasser bedeckt war, hatten sich Winkerkrabben in unterschiedlichsten Größen aus ihren Höhlen getraut. Sobald wir uns ihnen näherten und sie uns mit ihren Stielaugen entdeckten, verschwanden sie mit rasenden Trippelschritten wieder in ihren Höhlen. Abseits unseres Weges zeigten die Tiere, woher sie ihren Namen hatten. Bei den Männchen ist eine der beiden Scheren deutlich größer ausgebildet als bei den Weibchen. Mit dieser übergroßen Schere winken sie den umworbenen Weibchen oder drohen Eindringlingen. Davon unerschrocken ging Heike voraus. Dort, wo das Bachwasser sich mit dem Salzwasser vereinte und der Mangrovenwald endete, begann der Sandstrand.

Zu Glück waren wir früh aufgebrochen, noch waren wenige Touristen hier am Elephant Beach angekommen. Die meisten der Besucher scheuten die Wanderung durch den Wald und nutzen die Bootsverbindung vom Fährhafen. Genau für diese Gäste gab es auch ein Mindestmaß an Infrastruktur. Schließfächer und Umkleidehäuschen, Schnorchel- und Tauchermaskenverleih, Verkaufsstände für Getränke, Snacks und frisches Obst standen zur Verfügung. Daneben gab es Freizeitangebote, fast wie an anderen touristischen Stränden weltweit. Junge Männer boten das Mitfahren oder Selbstfahren mit Jetskis an und auf einer Banane konnte man sich von einem Motorboot über das Meer ziehen lassen. Abseits stieg ein Tourist beim Parasailing an einem Schirm in die Luft. Der Höhepunkt für die indischen Gäste war jedoch das Schnorcheln. Dazu wurden die Interessenten zuerst gut aufgeklärt und dann mit Ganzgesichtsmasken und Schwimmwesten ausgestattet. Dazu muss man anmerken, dass in Indien womöglich mehr Elefanten schwimmen können als Inder. In einem abgesperrten Bereich wurden die so präparierten Schnorchler aufs Wasser gelegt und anschließend von ihrem Guide durch das Wasser gezogen. Geschützt durch die Maske war es ihnen nun möglich, das Unterwasserleben an einem Riff zu erleben.

Wir verließen diesen überschaubaren Bereich und begaben uns an einen Strandabschnitt, abseits der Touristen. Dort waren wir ganz alleine für uns. Nein, nicht ganz alleine, hier trafen wir auf Nora, die wir am Tag zuvor am Randhangar Beach kennengelernt hatten. Sie war hierhergekommen, um zu klären, ob es sich hier lohnen würde zu schnorcheln.

Gegen Mittag machten wir uns auf den Weg zurück zum Touristenmagnet und von dort weiter zum Trampelpfad. Inzwischen hatte die Flut das Meerwasser mehr als knietief in das kleine Delta getrieben. Mit Bedacht mussten wir unsere Schritte wählen, um nicht gänzlich baden zu gehen. Der Trampelpfad führte zuerst durch den bereits beschriebenen Mangrovenwald und ab der ersten Steigung durch primären Urwald. Hier standen neben mächtigen Farnen auch Padouk-Bäume mit ihren berühmten Brettwurzeln. Das Holz der Bäume gilt als besonders hochwertig und wertvoll. Es wird beispielsweise im Instrumentenbau oder bei der Möbelherstellung als Furnier genutzt. Auf diese Bäume hatten es seinerzeit auch die Waldarbeiter mit ihren schwimmenden Elefanten abgesehen.

Nun war es schon fast vier Jahre her, dass der letzte Arbeitselefant Rajan diesen Weg genutzt hatte. Trotzdem fanden wir noch einige seiner letzten Fußabdrücke, die er damals im tiefen, inzwischen lange getrockneten Matsch zurückgelassen hatte. Diese tiefen Stapfen erschienen uns wie die letzten Erinnerungen an eine längst ausgestorbene Spezies, ähnlich wie es solche versteinerte Spuren der Saurier gibt.

In der Nähe der Hauptstraße zeigte der Wald ein anderes Bild. Hier wurde der ursprüngliche Bewuchs entfernt und es wurden von Menschenhand Plantagen angelegt. Die Palmenart war mir nicht bekannt, aber es handelte sich nicht um Ölpalmen, wie wir sie auf Borneo kennengelernt hatten. Zwischen den schlanken und gegen die Sonne strebenden Stämmen lagen vereinzelt Wohnhütten. Von dort kamen uns einige Haushühner im Unterholz entgegen. Ein klares Zeichen, dass wir uns der Lebensader der Zivilisation näherten.

Zurück im Hotel gab es neue Mailnachrichten aus Deutschland. So teilte uns die Lufthansa mit, dass nun auch unser Flug, der für den 18. März nach Frankfurt gebucht war, gecancelt wurde. Diese Mail endete mit der Zusage, dass sie sich umgehend um eine Lösung bemühten und sich dann melden würden. Dies war für Wochen die letzte Nachricht der Lufthansa, die wir erhielten. Vincent

Geisert von unserem Reisebüro sagte uns zu, sich um eine weitere Alternative zu kümmern. Ein Problem war, dass wir nur zeitweise erreichbar waren. Der erste Flug, den er gefunden und uns vorgeschlagen hatte, war, bis ihn meine Antwort erreichte, längst nicht mehr verfügbar. Daher gab ich Vincent die Vollmacht, zu jeder Kondition einen Flug für uns nach Europa zu buchen.

Um auch den Strand #5, den Vijay Nagar Beach zu erkunden, machten wir uns am Nachmittag mit dem Roller auf den Weg dorthin. Diesmal hieß es an der Kreuzung, die andere Abzweigung zu nehmen. An dieser Ausfallsstraße von Govind Nagar lagen die meisten Touristenunterkünfte. Zum Meer hin große Resorts mit eigenem Strandzugang und gegenüber günstigere Gästehäuser. Wir ließen unseren Roller auf einem der Parkplätze eines Resorts stehen und gingen durch die saubere Hotelanlage zum Strand. Das Hotelareal war durch eine Betonmauer vor Sturmfluten gesichert. Über eine Treppe erreichten wir den Sandstrand. Hier konnten wir nun eine lange Wanderung unternehmen. Selten trafen wir auf Menschen. Zum Schwimmen war der Wasserspiegel um diese Zeit zu niedrig. Daher nutzten einige Einheimische die Gunst der Stunde, um Meeresfrüchte für das Abendessen zu ernten. Die Boote der Fischer lagen im seichten aber stetig ansteigenden Wasser. Am Strand spielten Straßenhunde, ohne sich um uns zu kümmern.

Im Dolphin Beach Resort besuchten wir die Oceanic Bar, um uns mit leckeren Getränken zu erfrischen. Neben uns waren lediglich drei Männer anwesend. Mit unserer Strandbekleidung waren wir deutlich underdresst im Vergleich zu den Herrn in ihrem Business-Look. Dies störte aber weder uns noch das Personal der Bar. Für mich gab es wie so oft Pepsi light und für Heike einen White Fox Refresh Naughty Tang Long Drink. So gestärkt machten wir uns auf den Rückweg. Rückweg hieß in diesem Fall zurück zum Roller und mit diesem zum Hotel, um sich für das Dinner fein zu machen. Entlang der Straße hatten wir ein nettes Restaurant ausgemacht, welches wir umgehend ansteuerten. Noch in der Dämmerung erreichten wir das Aquays Restaurant. Im offenen Obergeschoss, zur Straße hin, hatten wir einen schönen Platz zum Dinieren und zum Leute beobachten. Sehr viel zu beobachten gab es leider nicht, dafür umso mehr zum Verzehren. Besonders die Malai Kofta, feine indische Gemüsebällchen, waren sowohl lecker, als auch reichlich vorhanden. Heike hatte sich, passend zum naheliegenden Meer, Prawns Malai Curry mit Reis geordert. Dieses bengalische Curry wird aus Garnelen und Kokosmilch hergestellt und mit Gewürzen aromatisiert. Das Gericht ist in ganz Bengalen beliebt und wird gerne während Hochzeiten und Feiern serviert.

Als wir das Restaurant verließen, war es schon lange dunkel, aber die tatsächlich vorhandenen und funktionsfähigen Straßenlampen leuchteten die Fahrbahn so gut aus, dass wir unser Hotel gut und sicher erreichten.

Früh, ganz früh machten wir uns ein zweites Mal auf den Weg zum Elephant Beach. Das Schnorcheln dort hatte Heike keine Ruhe gelassen. Sie wusste, dass ich seit einem Erlebnis während meiner Kindheit vermied unterzutauchen. Trotzdem versuchte sie mich seit Jahren davon zu überzeugen, mit ihr einen Schnorchelgang im flachen Uferbereich zu unternehmen. An diesem Morgen, Heike hatte das Thema gar nicht angesprochen, war es so weit: Ich wollte es versuchen! Vorher genossen wir jedoch ausgiebig das hiesige Frühstück.

Die Sonne, wie sollte es sonst sein, schien bereits eine ganze Zeit, als wir wieder mit unserem Roller auf der richtigen Fahrbahnseite Richtung Strand unterwegs waren. Die Blüten der großen Bäume strahlten in ihrem intensiven Rot. Die klare Luft war von dem Zwitschern der zahlreichen Vögeln erfüllt. An Tag zuvor hatten wir einige junge Katzen auf der wenig befahrenen Straße spielen gesehen. Eines der Kätzchen wurde, kurz bevor wir hier vorbei kamen, Opfer ihres ungestümen Spiels. Es war angefahren worden und lag am Straßenrand. Eigentlich eine Sache, die in Deutschland oder anderswo immer wieder passiert, aber hier in dieser so harmonisch wirkenden Idylle empfanden wir diesen unnützen Tod einer kleinen Katze so sinnlos, dass es uns noch lange berührte.

Am Mopedparkplatz des Trampelpfades angekommen, parkte ich so, dass ich sicher sein konnte, ohne größere Rangierarbeiten die Straße zur Heimfahrt erreichen zu können. Wir trugen uns fein säuberlich in das Buch am Checkpoint ein und wanderten die uns bereits bekannte Strecke zum Meer, vorbei an den Hühnern, den Palmen, den Stapfen Rajans. Wieder stand das Wasser im Delta niedrig und wir kamen schnell voran.

Nach der Ankunft am Strand sondierte ich die gesamte Lage nochmals genau, während Heike ein Schließfach für uns anmietete und eine Taucherbrille mit Schnorchel auslieh. Derweil suchte ich für uns beide einen Baumstumpf, auf dem wir gut sitzen und das Treiben im Meer gut beobachten konnten. Direkt davor befand sich der abgesperrte Bereich zum Schnorcheln. Dort begaben sich gerade wieder einige Inder in Schwimmwesten mit abdichteten Ganzgesichts-Schnorchelmasken in das Meer. Der junge Guide brachte sie vorsichtig in die Horizontale. Das klappte jedoch nicht bei jedem stressfrei. Manches Vorhaben musste unter Tränen abgebrochen werden. Hatte es geklappt, wurden die Schnorchler an Seilen durch das Areal gezogen. Heike hatte sich inzwischen auch ins Meer begeben und tauchte etwas abseits dieser Meute. Zumeist war nur das Rohr ihres Schnorchels sichtbar. Nach einiger Zeit kam Heike zu mir und erzählte von dem Korallenriff, den bunten Rifffischen und einem Barrakuda, der direkt neben ihr geschwommen war und sie auf Augenhöhe mit seinen großen kalten Augen beäugt hatte. Sie bot mir die Taucherbrille mit Schnorchel an, um zumindest mal einen Blick unter die Wasseroberfläche zu werfen. So nahm ich all meinen Mut zusammen und begab mich zum Rand des abgesperrten Bereichs ins Wasser. Es dauerte eine Zeit, bis ich das mit dem Atmen durch den Schnorchel ohne viel Nachdenken hin bekam. Dann genoss ich die Blicke in die Unterwasserwelt. Neben den verschiedenen Fischen entdeckte ich einen Kraken, der am Grund auf seinen acht Armen herumspazierte. Dabei wechselte er Form und Farbe je nach Laune und Umgebung.

Um diese neue Erfahrung reicher, genoss ich nun von unserem Baumstumpf aus das bunte Treiben am Strand. Neben den Touristen, von denen die meisten wohl noch keine Erfahrung mit dem Meer hatten, waren es auch zwei Soldaten, die in voller Uniform, aber ohne Schuhe am Strand patrouillierten und meine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Während dessen schwamm Heike eine letzte Runde.

Mein Sonnenbrand und auch die Hitze machten uns zu schaffen, so dass wir zu einer Siesta im Hotel aufbrachen. Natürlich stand das Wasser wieder hoch im Delta, aber wir kannten uns ja inzwischen aus. Am Kontrollpunkt an der Straße saßen entspannt zwei Einheimische und grüßten wie üblich freundlich. Wir trugen uns wieder aus dem Buch aus und bemerkten dabei einen jungen Hund. Dieser hatte uns längst entdeckt. Während ich meine Socken und Sandalen anzog, machte Heike ein paar Fotos von dem Racker. Unverhofft startete diese übermütige Töle einen Angriff auf meine Socke und den darin steckenden dicken Zeh. Natürlich nutzte Heike diesen Moment der Überraschung, um diesen furiosen Angriff abzulichten, mit viel Gelächter, in das auch die anwesenden Inder einstimmten.

Der Spaß hielt noch eine ganze Zeit an. Als wir das Havelock Waywizz erreichten, kam uns bereits der Manager des Hotels ganz aufgeregt entgegen. Wir müssten sofort kommen, wir müssten sofort unsere Sachen packen, erklärte er uns in Englisch und mit Händen und Füßen. Wir wussten gar nicht, wie uns geschah. Letztlich hörten wir aus dem Kauderwelsch heraus, dass wegen Corona die gesamte Inselgruppe ab dem folgenden Tag unter Quarantäne gestellt werden würde. Dies sollte zum Schutz der für Krankheiten besonders gefährdeten, indigenen Bevölkerungsgruppe erfolgen. Die letzte Fähre würde die Insel in einer Viertelstunde verlassen. Würden wir das schaffen?

Heike rannte ins Hotelzimmer, um zu packen, während ich den Motorroller und die Helme zurückbrachte. Der Verleiher wollte noch einen Plausch mit mir halten, ich hingegen nur den noch einbehaltenen Teil der Kaution zurück. Er wollte mir noch erklären, dass es ja schon Nachmittag wäre und der Roller bis um acht Uhr morgens hätte zurück sein müssen. Dass ich nur einen Tag zuvor hier war, konnte ich an dem zum Glück an der Wand hängenden Kalender erläutern.

Als ich ins Hotelzimmer kam, hatte Heike bereits fast alles in unsere Koffer gepackt, lediglich mein Rucksack lag noch halboffen auf dem Bett. Der nächste Schreck durchfuhr mich: Wo war meine Kamera? Natürlich - die hatte ich im Packfach des Mopeds gelassen! Mit einem Spurt rannte ich zurück zum Mopedverleiher. Er verstand sicher wenig von dem, was ich ihm versuchte zu vermitteln, gab mir aber den passenden Schlüssel. Zum Glück gab es nur einen gelben Roller in der gesamten Armada. Klappe aufgemacht, Kameratasche heraus genommen und bei mir und dem Verleiher gab es ein breites Grinsen. Er winkte mir noch lachend nach und wünschte sicher auf indisch, eine gute Reise oder vielleicht sagte er auch nur: Die spinnen, die Europäer. Zurück im Zimmer stand Heike bereits abmarschbereit in der Tür. Eine ältere Jeans und ein Paar Halbschuhe ließen wir zurück und baten den Hotelmanager, dafür Sorge zu tragen, dass diese Kleidungsstücke einem Bedürftigen zukommen würden.

An der Rezeption war es mal wieder unmöglich, die noch offenen Rechnungen per Karte zu bezahlen. Wir machten jedoch nicht endlos viele Versuche wie an den Vortagen, eine Internetverbindung aufzubauen, sondern versprachen, dies in Port Blair zu klären. Der Manager hatte uns inzwischen zugesagt, dass wir die folgende Nacht in ihrem Haupthaus, dem Haywizz Hotel in Port Blair, verbringen könnten. Er begleitete uns mit schnellen Schritten zum Hafen. Ohne ihn hätten wir weder das Fährbüro in einem Nebengebäude gefunden, noch das mit der Umbuchung hinbekommen. Die dafür notwendigen Zusatzkosten bekam der Mitarbeiter bar auf die Hand.

Mehr als aufgeregt erreichten wir als einige der Letzten die Fähre. Abgehetzt, aber auch erleichtert sanken wir in die fetten Ledersitze der ersten Klasse. Heute weiß ich nicht mehr, was mir auf der zweistündigen Fahrt über das Meer durch den Kopf ging.

An der Haddo Jetty in Port Blair angekommen, galt es nun, einen zuverlässigen Taxifahrer zu ergattern. Kaum hatten wir das Gebäude verlassen, stürzte bereits der erste Taxifahrer auf uns zu und bot lauthals seine Dienste an. Noch bevor wir zusagten, schnappte sich der kräftig gebaute Fahrer das erste unserer Gepäckstücke. Gleichzeitig entdeckte ich den Taxifahrer, mit dem wir angereist waren. Es entbrannte ein kurzer aber heftiger Streit zwischen den beiden Taxifahrern. Dabei machte ich deutlich, was unser Wunsch war. Letztlich setzte ich mich durch und der dicke Taxifahrer ließ mit viel Geschimpfe von uns ab.

So erreichten wir sicher das Hotel in Port Blair und buchten auch gleich den Transfer zum Flughafen am folgenden Tag. Als wir uns an der Rezeption anmeldeten, war den Mitarbeitenden noch nichts von unserer Anreise bekannt. Trotzdem bekamen wir sofort ein Zimmer in dem mehrstöckigen Gebäude zugewiesen. Im Zimmer sortierten wir die Inhalte unserer Koffer. Dazu hatten wir bei der überstürzten Abreise wirklich keine Zeit gehabt. Als wir zum Diner gingen, waren inzwischen auch alle Informationen vomHotel auf Havelock hier in Port Blair eingetroffen. Neben der Bestätigung unserer Buchung, galt es noch die offenen Rechnungen zu begleichen. Kulanter Weise wurden uns keine Zusatzkosten für die Umbuchung berechnet. Die Zahlung erfolgte anstandslos per Kreditkarte. Natürlich wollten wir den Bediensteten des Hotels, in dem wir die letzten Tage untergebracht waren und die uns gerade bei der Abreise so geholfen hatten, ein Trinkgeld zukommen lassen. Daher fragen wir an der Rezeption in Englisch nach einem Umschlag, also einem Envelope. So oft wir das Wort wiederholten, so oft stießen wir auf Unverständnis. Erst als ich einen Umschlag pantomimisch mit viel Gesten darstellte, ging es in der Runde: Ahhh, an envelope“. Bis heute rätseln wir, welche Nuancen bei der Betonung dem Verständnis im Wege standen. Direkt im Tresen der Rezeption war das gewünschte Objekt vorhanden und wir konnten unseren Obolus darin hinterlegen.

Corona und die Rückreise

Die Spannung vom Vortag hatte sich über Nacht etwas gelegt. Unser Gepäck hatten wir inzwischen sortiert. Bei der überhasteten Abreise hatten wir alles, was mit musste, in die Koffer und Taschen gerafft. In dem kleinen Hotel hier in Port Blair waren wir sehr gastfreundlich aufgenommen worden, obwohl wir unangemeldet und ohne entsprechende Buchungsunterlagen aufgetaucht waren. Es gab ein kleines, aber ausreichendes Frühstücksmenu und wir hatten bis zum Abflug sogar noch ein wenig Zeit. Daher machte ich noch einen Spaziergang durch die Stadt. Über einen recht steilen und schmalen Weg gelangte ich in die Nähe des Hafens. Auch hier wurde fleißig gebaut, wie überall in Indien. Die Methoden ähnelten sich, von Nepal bis auf diese entlegenen Inseln. Es wurde ein Gerippe aus Stahlbeton gegossen und anschließend mit Backsteinen ausgemauert. Versorgungs- und Entsorgungsleitungen lagen nicht selten offen oder in wild angelegten Gräben am Straßenrand der Nebenstraßen. Entlang der Hauptstraßen achtete man schon eher auf die Einhaltung gewisser Standards. Dies traf auch auf die Uferstraße zu. Auf langen Strecken verfügte diese Hauptverbindung sogar beidseitig über Bürgersteige, die ich auch gerne nutzte. Dabei fiel mir auf, dass sich das bis dahin freundliche Verhalten gegenüber uns Touristen schlagartig verändert hatte. Ich wurde möglichst gemieden und manche Inder wechselten die Straßenseite, wenn sie mich sahen. Wir Europäer hatten das tödliche Virus in das Land gebracht und das war seit dem Vortag das Thema in allen Medien. Nun konnte ich gut nachvollziehen, wie es Zugewanderten in Deutschland ergeht, wenn man kritisch beäugt und gemieden wird.

Meine Wanderung zum Hafen endete an einer militärisch gesicherten Absperrung. Zu den Schiffswracks, die durch die Flutwelle der Tsunamis in 2004 angespült worden waren, kam ich leider nicht. Gerne hätte ich dort einige

Fotos aus der Nähe gemacht. Es lohnte sich lediglich, eine heilige Kuh zu fotografieren, die in einem Müllberg am Straßenrand gemächlich Verpackungsmaterial verzehrte.

Entgegen des ursprünglichen Reiseplans fand dieser Flug nicht um 14:10 Uhr, sondern bereits um 11:40 Uhr statt. Das stand zwar bereits auf den Flugunterlagen, die wir an der Grenze zu Indien erhalten hatten, jedoch auf dem beiliegenden Programmablauf gab es keinerlei Hinweise auf die nicht unerhebliche Änderung. Durch die vorzeitige Abreise war diese Vorverlegung für uns kein Problem, bei der regulären Abreise hätte es durchaus knapp werden können.

Von „unserem" Taxi ließen wir uns zum Flughafen bringen. Unsere Masken, die wir eigentlich wegen des Smogs in Kathmandu und Varanasi aus Deutschland mitgebracht hatten, bekamen nun eine zuvor nicht angedachte Aufgabe. Nun hieß es, sich selbst und die Mitmenschen zu schützen. Für die Asiaten ist die Nutzung solcher Mund-Nasen-Masken keine Besonderheit und wird schon seit Ewigkeiten praktiziert. Für uns war es allerdings noch gewöhnungsbedürftig, diese FFP3-Masken dauerhaft zu tragen. Wir gehörten zu den ersten Fluggästen, die sich zum Einchecken anstellten und ihre Koffer abgeben konnten. Die Sicherheitskontrollen entsprachen dem eines internationalen Fluges. Daher wurde das Handgepäck regelkonform mit Röntgenstrahlen unterschiedlichster Wellenlänge durchleuchtet. Mein Fotorucksack wurde in dem Scanner mehrfach vor- und zurückgefahren. Da schwante mir schon, dass da etwas nicht rund lief. Natürlich kam mein Rucksack auf einen kleinen Tisch und ich musste ihn komplett auspacken. Tatsächlich hatte ich beim eiligen Packen ein kleines Taschenmesser übersehen. Dies blieb aus Sicherheitsgründen auf den Andamanen zurück. Der Rest wurde von mir wieder verstaut und dabei tunlichst darauf geachtet, dass weitere kritische Teile im Koffer transportiert wurden. Während dieser Aktion wurde ich natürlich auch noch plakativ auf die Hinweisschilder hingewiesen, auf denen die Dinge verzeichnet waren, die nicht ins Handgepäck durften. Darunter waren auch zu meiner Verwunderung Kokosnüsse. Trotz Internetrecherche ist mir der Grund dafür bis heute unklar geblieben.

Die Metropole Chennai erreichten wir nach einem gut zweistündigen Flug mit Vistara Airlines in einer Boeing 737-800. Der Anflug erfolgte über Agrarflächen, Steinbrüche, Seen und Flüsse. Dass wir uns bereits in unmittelbarer Nähe der Millionenstadt befanden, ließ sich nur an dem dichter werdenden Straßennetz erkennen. Der Flughafen, am Rande des Zentrums gelegen, war natürlich kein Vergleich zu dem in Port Blair. Mit einem Bus wurden wir von dem geparkten Flugzeug zum Terminal gebracht. Gepäckbänder lieferten die Koffer und Taschen, wie wir es von anderen Großflughäfen gewohnt waren. Die Fahrgäste jedoch hielten Abstand und traten erst über die blaue Linie, wenn ihr Gepäckstück in Sichtweite war. Mit unseren Rucksäcken geschultert und den Koffern im Schlepptau ging es zum Ausgang, wo bereits massenhaft Taxisfahrer warteten.

Ein Taxifahrer war schnell gefunden, das Gepäck verstaut und noch bevor wir unser Ziel nannten, waren wir bereits unterwegs in Richtung Innenstadt. Ich nannte dem Fahrer den Namen des Hotels, Radisson Blu Chennai City Center. Er sah mich freundlich an, nickte und lachte. Das machte mich sehr stutzig. Ich fragte auf Englisch, ob er das Hotel kenne. Nun wurde mir klar, dass wir mit Englisch nicht viel weiter kamen. Ich zeigte ihm auf meinem iPhone-Display den Straßennamen, aber auch das half nicht weiter. Letztlich navigierte ich ihn mit meinem Mobiltelefon zu unserem Hotel.

Das Radisson Blu stellte sich als ein Glücksgriff unseres Reisebüros heraus. Luxuriös in jeder Hinsicht, wie es sich schnell herausstellte. Hervorragender Service, toll ausge-

stattete Zimmer, durchweg funktionierendes Wi-Fi und ein exquisiter Außenpool im dritten Stock, ein gefälliges Hochhaus am Ufer des Cooum. Neben dem Luxus, den sich hier in Indien nur die absolute Oberklasse leisten konnte, floss dieser Fluss und bildete den ganzen Kontrast der Indischen Gesellschaft ab. Oberhalb von Chennai staute der Kesavaram-Staudamm den Cooum zu einem See auf. Das Wasser wurde für die Versorgung der Stadt Chennai verwendet und die Abflussmenge war stark reduziert. Der Fluss war schmal und mäanderte durch das Stadtzentrum, bevor er ins Meer mündete. In Chennai leben mehrere Tausend Menschen unter prekärsten Bedingungen in Slums an den Ufern des Cooum. Während der Trockenzeit führt er kaum Wasser und wird praktisch ausschließlich durch ungeklärte Abwässer gespeist. Aber solchen Kontrasten begegnet man als Reisender in Indien und anderen Schwellenländern immer wieder. Gut ist es, wenn man sich dieser Missstände immer wieder bewusst ist.

Da wir bereits am Nachmittag in Chennai eingetroffen waren, hatten wir nun noch reichlich Zeit, den Strand der Stadt zu besuchen. Angeblich ist dieser Strand der längste Sandstrand der Welt. Per Tuktuk machten wir uns auf den Weg. Dabei mussten wir natürlich durch das Verkehrsgewimmel einer indischen Großstadt. Erschwerend war, dass die Marxistische Arbeitergewerkschaft zu diesem Zeitpunkt auf der Zufahrtsstraße zum Meer eine Demo durchführte. Aber auch daran drängelte sich unser Fahrer geschickt vorbei. Der Strand war tatsächlich riesig. Von der Uferpromenade war das Meer so weit entfernt, dass man es nur erahnen konnte. Der feine Sand reichte bis zum Horizont, der auf der südlichen Seite jedoch aus der Silhouette einer Raffinerie bestand.

Auf dem Weg zum Wasser formten zahlreiche Marktstände eine breite Gasse. Daneben reihten sich Karusselle an Miniriesenräder und Schaukeln. Es war förmlich

ein Rummelplatz auf dem Strand. Fast am Meer angekommen, gab es sogar die Möglichkeit, Pferde auszuleihen. Das Wandern in dem weichen Sand wurde mit der Zeit mühsam und beschwerlich, daher waren wir froh, als wir den von den Wellen feucht gehaltenen Bereich des Strandes erreicht hatten. Hier tobten auch Kinder, die mit ihren Familien unterwegs waren. Wie überall auf der Welt waren die Wünsche der Kleinen Luftballons und Süßigkeiten. Und wie überall auf der Welt konnten auch hier die Väter, wenn sie in die großen Augen ihrer Kinder schauten, diese Wünsche offensichtlich nicht abschlagen. Dazwischen kam im furiosen Galopp ein Reiter daher. Das Pferd war flott unterwegs, obwohl es nicht gerade als wohl genährt bezeichnet werden konnte.

So schlenderten wir immer weiter in Richtung des Horizonts, an dem die Raffinerie nur sehr langsam größer wurde. Das Ende des Strandes war bei weitem noch nicht sichtbar. Ein junges Pärchen winkte uns und gab uns per Handbewegung zu verstehen, dass wir doch bitte ein Foto von ihnen machen sollten. Schnell stellte sich heraus, dass beide taubstumm waren. Heike konnte nun ihre Kenntnisse der deutschen Gebärdensprache einsetzten und trotz nationaler Besonderheiten kam so ein Gespräch zustande. Damit hatten weder das indische Pärchen noch Heike gerechnet. Ich war bei dieser Kommunikation etwas außen vor und habe dafür die gewünschten Fotos für die beiden gemacht.

Nun kamen wir in einen Strandbereich, in dem die Fischer ihre Boote gelagert hatten. Die ersten waren gerade dabei, ihren Kahn klarzumachen, um über Nacht die Netze zu füllen. Für die Überwindung der Brandung musste die gesamte Mannschaft ins Wasser, um das Fischerboot die ersten Meter durch die Gischt zu schieben. Dann erst kam der Fahrzeugmotor zum Einsatz, dessen Kurbelwelle unübersetzt eine Schiffsschraube antrieb. Was die Unfallverhütung betraf, war diese Konstruktion schon bedenklich. Die Schiffsschraube drehte sich völlig ungeschützt an einem geraden Gestänge, welches einfach über das Bootsheck reichte.

Nachdem wir den Fischern zugeschaut hatten, ließen wir die Boote hinter uns und setzten unsere Strandwanderung fort. So kamen wir an einen zweiten „Rummelplatz", der fast bis zum Meer reichte. Wir folgten dem Weg entlang der Verkaufsstände und der Spielgeräte bis zur Uferpromenade. Diese war noch recht frisch angelegt und verfügte über moderne Spiel- und Sportflächen. Unter anderem gab es eine Rollschuhbahn, auf der ein Trainer gerade seinen Schützlingen das Skaten beibrachte. Wir ließen uns auf den zahlreich vorhandenen Sitzgelegenheiten nieder und beobachteten die Kinder, den Trainer und die anwesenden Eltern.

In diesem Bereich verlief eine mehrspurige Straße parallel zum Strand. Daher war es für uns nicht so einfach, ein Tuk-Tuk zu bekommen. Letztlich konnten wir mittels einer Unterführung die Straßenseite wechseln und in einer Nebenstraße einen Tuk-Tuk-Fahrer finden. Wie bereits am Flughafen war es unmöglich, dem Fahrer zu erklären, zu welchem Hotel wir wollten. Weder die Anschrift noch der Name des Hotels waren dem einheimischen Fahrer geläufig. Also kam wieder mein iPhone zum Einsatz. Ich musste den Fahrer bis zur Zufahrt zum Hotel lotsen. Als er dann bei der Ankunft entgegen der ausgeschilderten Fahrtrichtung zwischen den Nobelkarossen eine Parkgelegenheit ansteuerte, war dies dem dort anwesenden Wachpersonal zuviel. Mit wilden Gesten und lautem Indisch musste er den Platz räumen, ließ uns aber vorher aussteigen und bezahlen.

Zurück im noblen Hotelzimmer erreichte uns eine SMS von TUI. Darin wurde uns mitgeteilt, dass unsere Reiseverträge gekündigt seien. Was das nun für uns bedeuten würde, war mir völlig unklar. Für diese Nacht hatten wir jedenfalls eine tolle Unterkunft und der Rückflug mit Emirates hatte nichts mit der TUI zu tun.

Am Morgen war außer uns nur ein weiterer Gast im Restaurantbereich zum Frühstück anwesend. Um sich einige leckere Canapés zu holen, verließ dieser nur einmal kurz seinen Platz, an dem er sonst in seinen Laptop vertieft saß. An fünf Stationen gab es eine unglaubliche Auswahl an internationalen Gerichten. Von gesundem Müsli, über gehaltvolle indische Currys, bis hin zu arabischen Süßigkeiten war alles Erdenkliche vorhanden. Darf man wirklich von allem naschen? Unsere fragenden Blicke wurden von einem der Köche wahrgenommen und er quittierte diese mit einer einladenden Geste. Das Angebot nahmen wir gerne an. Auf Nachfrage war es tatsächlich so, dass das Hotel nur wenig belegt war, aber der Standard bei den Buffets trotzdem beibehalten wurde. Immerhin wurde uns versichert, dass die nicht verzehrten Lebensmittel an Bedürftige gereicht werden würden. Das gehöre, wie auch die Unterstützung des SOS-Kinderdorfes, zu den sozialen Leitlinien des Unternehmens.

Mit dem Taxi ging es dann zügig zum Flughafen. Besser gesagt, der Taxifahrer musste zuerst auf der Stadtautobahn am kompletten Flughafengelände vorbeifahren, um dann wenden zu können. Hier erfolgte das Einchecken elektronisch und wir konnten unser Gepäck bis zum Zielflughafen Frankfurt aufgeben. Gemächlich suchten wir unser Gate auf. Heike nutzte die Wartezeit, um durch den Shop-

pingbereich zu bummeln und Getränke zu kaufen. Dann erschallte eine Durchsage durch die Lautsprecher. Mister Dirk Haas sollte sich am Schalter des Gates einfinden. Ich hatte sofort die Befürchtung, dass unser Flug gecancelt würde. Diese Befürchtung bestätigte sich nicht. Dafür wurde ich gebeten, zwei sehr streng aussehenden Sicherheitsmitarbeitern in die Katakomben des Terminals zu folgen. Unser Handgepäck deponierte ich vorübergehend bei einer der Stewardessen, die am Schalter des Gates auf den Beginn des Boardings wartete. Auf dem langen Weg in den Sicherheitsbereich im Souterrain wurde mir in Englisch mit starkem indischem Akzent erklärt, was mir vorgeworfen wurde. Entgegen der Vorschriften hätte ich Lithium-Akkus in einem unserer Koffer. Inzwischen begleitete uns noch eine Frau, der ähnliches Fehlverhalten vorgeworfen wurde. In ihren hohen Pumps konnte die Dame kaum folgen. Natürlich hatten es die Sicherheitsleute besonders eilig, denn ohne die Überprüfung der beanstandeten Koffer konnte der Flieger nicht fertig beladen werden.

Im Kellergeschoss angekommen, waren in einem kahlen Raum mit dem Charme einer leeren Tiefgarage einige Tische aufgebaut. Auf einem erkannte ich sofort meinen Koffer. Nun wurde ich gebeten, den Koffer auszupacken. Ich öffnete den Reißverschluss und da ich wusste, was gesucht wurde, holte ich mit einem Griff die Powerbank heraus. Dies war der Security jedoch nicht ausreichend und so musste der Inhalt des gesamten Koffers auf einem der Tische ausgebreitet werden. Neben der Powerbank wurden dabei noch andere Objekte entdeckt. So wurden mein Blutdruck- und mein Blutzuckermessgerät, mein Multitool und die Steckdosenadapter auf das genaueste untersucht. Nachdem endlich alles ohne Erfolg nach weiteren gefährlichen Gegenständen durchsucht war, durfte ich alles wieder irgendwie zusammenpacken. Die Powerbank jedoch blieb zurück in Indien. Zurück am Gate, erwartete mich Heike bereits ganz aufgeregt, schließlich war ich einfach verschwunden und unser Handgepäck stand mehr oder weniger unbewacht am Boardingschalter.

Der Flug von Indien nach Dubai verlief ohne nennenswerte Ereignisse. Das Tragen der Maske war zwar über die lange Zeit besonders ungewohnt, aber zu ertragen. Nach gut vier Stunden landete die Boeing 777 in Dubai. Hier hatten wir einen kurzen Aufenthalt, bevor es mit unserer Lieblingsmaschine, dem Airbus A380, nach Frankfurt weitergehen sollte.

Kurz vor dem Boarding erreichte mich dann eine SMS der Fluggesellschaft. Nochmals Herzklopfen! Nach all den Umbuchungen der letzten Tage ließ jede Nachricht meinen Blutdruck ansteigen. Diese SMS beinhaltete jedoch eine sehr angenehme Nachricht. Wir könnten in die Business Class upgegradet werden, wenn wir möchten. Dazu sollten wir uns am Schalter kurz melden. Das taten wir natürlich umgehend und nahmen das Angebot dankend an. Ein Mitpassagier, der sich ebenfalls zum Schalter begeben hatte, lehnte dieses Angebot ab. Für uns war das ein wunderbares Geschenk zu unserem Jahrestag.

Wir durften dann mit der ersten Gruppe in den Flieger und über einen gesonderten Zugang in das obere Stockwerk. Was uns dort an Platzfülle erwartete, war schon gigantisch. Um jeden Sitz gab es eine Art Kokon. Die Sitze ließen sich nahtlos in ein völlig flaches Bett mit einer weichen, bequemen Matratze und einer gemütlichen Decke verwandeln. Dazu hatte jeder Fluggast an seinem Platz eine persönliche Minibar und einen sehr großen Bildschirm für das Entertainmentprogramm. Zusätzlich gab es noch ein Tablet, über das verschiedene Funktionen gesteuert werden konnten. Heike hatte leider nicht den Platz neben mir zugewiesen bekommen. Aber mein Nachbar tauschte gerne mit Heike und erhielt so einen Fensterplatz. So konnten wir die sieben Stunden nebeneinander genießen. Allerdings hätte jeder von uns bei Bedarf eine Trennwand hochfahren können.

Sobald wir saßen, ging es schon los. Wir wurden zunächst von der für uns zuständigen Stewardess sehr freundlich mit Namen begrüßt und natürlich wurde ein feuchtes, warmes Tuch gereicht. Danach bekamen wir warme Nüsse und Champagner. Ich begann damit, die umfangreichen Funktionen des Sitzmöbels zu erkunden. Dabei entdeckt ich auch die Menükarte, die mich erahnen ließ, dass auch die Verpflegung weit ab von dem Standard der Touristenklasse sein würde. Eine mehrseitige Weinkarte lag ebenso in der Ablage. Für jeden der drei Gänge standen drei Gerichte zur Auswahl. Das Menu wurde mit einer Käseplatte und „Fine luxury chocolates" abgerundet. Die Delikatessen wurden auf Porzellangeschirr angerichtet serviert.

Im Laufe des Fluges besuchte ich den Loungebereich. Um eine Bar waren bequeme Sofas angeordnet. In der Mitte gab es Stehtische. Der Barkeeper bot mir an, aus einer Liste von über zwanzig Cocktails etwas auszusuchen. Auf Etageren stand eine reichhaltige Auswahl an Fingerfood zur Verfügung. Dies ist ein einzigartiger Service, der ausschließlich in der A380 verwirklicht wird.

Während unseres Heimfluges kam irgendwann die Frage auf, welche der von uns in Asien getroffenen Urlauber wohl noch den Heimweg geschafft hatten. Dabei dachten wir besonders an Nora, die wir auf den Andamanen kennengelernt hatten. Leider hatten wir keine Kontaktdaten ausgetauscht.

Die letzten 24 Stunden unserer Reise waren von Dekadenz geprägt. Die Übernachtung im Radisson Blu und die Rückreise in der Business Class waren in einem Luxusstandard, den eigentlich niemand benötigte. Ist so etwas zu verurteilen, gerade wenn man erst aus Ländern kommt, in denen viele Menschen unter dem Existenzminimum leben? Dabei muss man jedoch bedenken, dass auf diese Weise Arbeitsplätze geschaffen werden und ein Teil des Reichtums an weniger betuchte Familien fließt. Besser wäre es ohne Frage, wenn die Umverteilung von unten nach oben erst gar nicht stattfinden und die Verteilung des Vermögens wesentlich gerechter wäre.

Bereits auf dem Rückflug gehörten wir zu den Wenigen, die eine Maske trugen. Das änderte sich auch nicht nach der Ankunft in Frankfurt. Bei uns in der Business Class waren die meisten Fluggäste entspannt. Wen wunderte das bei diesem komfortablen Flug? Trotzdem warteten wir mit dem Aussteigen bis zum Schluss, um nicht ins Gedränge und Geschubse zu kommen. So trotteten wir gemütlich hinter der davoneilenden Masse her zur Gepäckausgabe. Zu unserem Erstaunen gab es weder Hinweisschilder noch Durchsagen zu Sicherheitsvorschiften bezüglich der Corona-Pandemie. Selbst die Flughafenbediensteten trugen keine Masken und Abstände wurden auch von ihnen nicht eingehalten. Es war schließlich der 17. März 2020, ein Tag, nachdem der Lockdown für ganz Deutschland in Kraft getreten war. Was sich dann am Gepäckband abspielte, war für uns völlig unverständlich. Dass es auf deutschen Flughäfen an diesen Knotenpunkten besonders unzivilisiert zuging, das hatten wir schon oft bemerkt, aber dass die Ansteckungsgefahr, die nachweislich gegeben war, sich nicht auf das Verhalten der aus aller Welt ankommenden Reisenden auswirkte, hat uns schon sehr verwundert. Absolut ohne Abstand und ohne Anstand wurde versucht, so nah wie möglich an das Gepäckband zu gelangen. Natürlich kam kein Koffer früher auf das Band, nur weil dessen Inhaber sich einen besseren Platz erobert hatte. Wir warteten etwas abseits mit gutem Blick auf die Gepäckstücke, die von der Maschine ausgespuckt wurden. Nachdem wir unsere sieben Sachen beieinander hatten, begaben wir uns zum Zoll. Auch dort keinerlei Überprüfung, kein Fiebermessen, keine Fragen nach der Reiseroute oder dem Verbleib in den letzten zwei Wochen. Dies hatten wir uns nach den Erfahrungen in einem Entwicklungsland und einem Schwellenland in Deutschland ganz anders vorgestellt.

Das war das Ende eines aufregenden Urlaubs und der Anfang einer langen Zeit unter Pandemiebedingungen. Eine lange Zeit, in der Urlaube wie dieser unmöglich waren und in der wir noch oft auf die Erlebnisse dieser Reise zurückblickten.

Die nächste reguläre Fährverbindung zwischen den Andamanen und dem Festland fand erst wieder Ende Mai 2020 statt. Trotz aller Isolationsbemühungen kam es recht bald nach unserer Abreise auf der Inselgruppe der Andamanen zu Corona-Infektionen, ausgelöst durch eine heimkehrende Pilgergruppe.

Viel Zeit und Energie mussten wir noch aufwenden, um die Kosten für die nicht durchgeführten Flüge der Lufthansa erstattet zu bekommen. Der deutsche Premiumanbieter weigerte sich ebenfalls, die uns entstandenen Zusatzkosten zu übernehmen. Erst nach Monaten und dem Einschalten der Schlichtungsstelle Luftverkehr wurden die uns zustehenden Zahlungen von der Lufthansa getätigt. Von der Fluglinie direkt haben wir nichts mehr gehört, keine der versprochenen Rückmeldungen, sich um eine Alternative für den gecancelten Rückflug zu kümmern, keine Entschuldigung für die entstandenen Unannehmlichkeiten, kein Bedauern, dass die Rückerstattung der Kosten für den nicht stattgefundenen Flug erst nach der Androhung von juristischen Schritten erfolgte.

Unser Dank an der Stelle gilt Vincent Geisert und seinem Team vom Busecker Reisebüro. Ohne deren Einsatz hätten wir wohlmöglich in Indien auf die Rückholaktion des deutschen Außenministers Heiko Maas warten müssen.

नमस्ते

evian
evian

कुन्दन
REET SSC BANK
रेलवे पुलिस पटवार
B.Ed & BSTC LDC

गन्ने का रस

LUX
LUX

SUMAN

TOURIST

Dieses Buch ist nicht verkäuflich.
Aber wenn Sie nun, nachdem Sie am Ende des Reisetagebuches angelangt sind, das Gefühl haben es hätte sich auch gelohnt das Buch käuflich zu erwerben, möchte ich Sie um eine angemessene Spende bitten:
CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck